Biogr.
140
m

Ex donat: Molliana.

Interessant!

Ex donat: Molliana.

Biogr.
140 m.

Will
(Brenk)

Lebensgeschichte
eines
im hohen Alter verstorbenen
sonderbaren Mannes
M. Johann Wolfgang Brenk's,

der im 46sten Jahre seines Lebens von der
christlichen zur jüdischen Religion über-
gieng und sich zu Amsterdam
beschneiden ließ,

aus
glaubwürdigen Nachrichten
beschrieben
von
Prof. Will.

Anspach,
in des Commerzien-Commissair
Benedict Friederich Haueisens
privilegirten Hof-Buchhandlung, 1791.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner

Hochwohlgebohrn

Herrn

Johann Peter Uz,

Director des Burggräflichen Raths-Collegii, dann würklichen Consistorial- und Ehegerichts-Rath,

widmet

diese Lebensbeschreibung

als

einen Beweis seiner größten Verehrung

der Verleger.

Einleitung.

Ein Mann, bey dem Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, alte deutsche Treue und warme Freundschaft, mit allerley Ausschweifungen, und besonders dem Renomisten-Geist, noch in höhern männlichen Jahren contrastirte; ein Gelehrter von den mannichfaltigsten Kenntnissen in

Sprachen und Wissenschaften, der sich zu allerley Schwachheiten und öfters zum groben Aberglauben neigte; ein Christ, der von einem geistlichen Geschlecht abstammte, und erst bey ziemlichen Jahren zur jüdischen Religion übertrat und sich beschneiden lies, nachgehends aber sein Glück doch wieder unter Christen suchte, sein Judenthum verheimlichte, vier christliche Weiber nahm, und seine Kinder zur Taufe beförderte; ein Mensch, den die Natur ausgezeichnet, zu allen Beschwerlichkeiten des Lebens gestählet, und dem sie bis in das 86ste Jahr das Leben gefristet hat: ein solcher Mensch ist für den Psychologen eine wichtige Erscheinung

nung und verdient, daß sein Leben genau beschrieben wird.

Ich will es thun und des sonderbaren Mannes, Joh. Wolfg. Brenk's, Biographie liefern. Ich bin im Stande, dieses zu thun, weil der Mann mein etlich vierzigiähriger Freund war, weil ich gar viele Nachrichten und Anekdoten durch den Umgang mit ihm aus seinem eignen Munde habe, weil ich einen Aufsatz von seiner Hand besitze, den er mir zü dieser Absicht gefertiget, und weil sein Tagebuch in meinen Händen ist, in welchem er von 1733 bis 1773 alle Kleinigkeiten, was ihm Ehre und Schande brachte, mit unglaublicher Genauig-

keit aufgezeichnet hat. Es ist zwar schon vor langer Zeit in einem Buche, wo man es nicht sucht, betitelt: der reisende Avanturier, oder sehr merkwürdiges Leben und Begebenheiten eines flamländischen Ritters, (Bremen 1748 8.) ein Stück seines Lebens im zweyten Theil S. 404 ff. und im dritten Theil S. 384 ff. gedruckt; aber weder das ganze Leben, noch mit derienigen Genauigkeit und Wahrheit beschrieben, deren ich mich befleißigen will, wenn ich gleich die vielen dortselbst erzählten gewöhnlichen Studenten-Streiche, und andere Kleinigkeiten weglasse, wofür ich dem Manne in

wichti-

wichtigern Auftritten folgen, und ihn bis an seinen Tod begleiten will.

Ich schmeichle mir, eine angenehme Lectüre für viele zu liefern. Denn obwol nur wenige von seinen Jugendfreunden noch am Leben seyn werden, ich selbst als Jüngling mit ihm, dem schon betagten Manne, bekannt wurde; so hat er doch noch hin und wieder, und besonders in den Anspachischen und Nürnbergischen Landen, so viele Freunde und Bekannte, die sich, wie ich weis, nach der Beschreibung seines Lebens wo nicht sehnen, doch wenigstens auf sie begierig sind. Mir ist das Geschäfte, das ich unternehme, eine Unterhaltung in trüben Tagen der

Krankheit, mit welcher ich gleich nach dem Tod meines Freundes befallen wurde. Die Leser werden auch daher Gedult und Nachsicht haben, wenn ich diese Biographie nicht so unterhaltend und lehrreich abfasse, als ich in gesunden Tagen vielleicht würde gethan haben. Ich dictire Sie in erträglichen Stunden, in welchen ich gleichwol den Geist, der an die Bande des geschwächten und gepreßten Körpers gefesselt ist, nicht so anstrengen kan, als ich bey Heiterkeit und Freyheit würde gethan haben. Genug, ich liefere, was ich kan, und setze dem Manne ein Denkmahl, den ich bey allen seinen Eigenheiten und Fehlern geachtet und gelie-

geliebet habe, und den ich zu meinem Bedauern, so wie bey allen Bemühungen, die ich schon in meiner Jugend anwendete, von seinen Meynungen nicht abbringen konnte. Ich habe ernstlich und lachend gar oft versuchet, seinen Steifsinn zu beugen, aber fast allezeit vergeblich. Er blieb und starb, wie er einmal war, und nur ein einzigesmal glückte es mir, ihm bey den Folgen der ausschweifenden Selbstrache das Versprechen abzulocken, daß er sich von pöbelhaften Leuten, zumal in Kleinigkeiten, nicht für beleidiget halten, noch aufbringen lassen wollte. Sollte Jemand meine Nachrichten bereichern und berichtigen können, so

bitte

bitte ich um diesen Dienst, weil mir alles, was diesen rechtschaffenen Sonderling angehet, interessant und willkommen ist.

Gegeben zu Altdorf, den 1. Septbr. 1790.

Inhalt
der Brenkischen Lebensbeschreibung.

I. Kapitel. Von Brenks Herkunft, Geburt und erster Bildung. S. 3

II. Kap. Seine akademischen Jahre, und der lange Aufenthalt auf Universitäten. 10

III. Kap. Seine Reisen. 53

IV. Kap. Seine Versuche und Gelegenheiten unterzukommen und Beförderung zu erhalten. 63

V. Kap. Die geheime Gesellschaft, oder der Orden, deren Vorsteher er war. 68

VI. Kap. Seine Reise nach Holland, und der Uebergang zur jüdischen Religion. 74

VII. Kap. Sein Aufenthalt zu Nürnberg. 78

VIII. Kap. Sein letzter und längster Aufenthalt zu Schobdach, und sein daselbst erfolgter Tod. 87

IX. Kap. Von seinen Verheirathungen. 94

X. Kap. Von seinem Charakter und seiner Religion. 100

XI. Kap. Von seiner Gelehrsamkeit und Schriftstellerei. 117

XII. Kap. Von seinem Tagebuch. 141

Brenkische Lebensbeschreibung.

Erstes Kapitel.

Von Brenks Herkunft, Geburt und erster Bildung.

Brenk war zu Eichelsdorf, nicht weit von Königsberg in Franken, einem Würzburgischen Dorfe, gebohren, woselbst sein Vater, Martin Caspar Brenk, damals Pfarrer war. Niemand hat ie von ihm die Zeit seiner Geburt erfahren können. Er hat sein Alter 1704 hartnäckig verheimlichet und sich immer iünger gemacht. In dem reisenden Avanturier sezte er selbst das Jahr 1710. als sein Geburts-Jahr an, welches aber offenbar falsch ist. Ich fragte ihn oft vergeblich um sein Alter, bin aber doch auf die richtige Spur gekommen. Als er mich einst besuchte und ich eben die Universitäts-Matrikel in meinem Hause hatte, wovon ich ihm nichts sag-

sagte, gestund er mir auf meine Frage, daß er mit 18. Jahren auf die hohe Schule nach Altdorf gekommen sey. Schnell schlug ich die Matrikel nach und fand, daß er im Jahr 1722. eingeschrieben worden. Ich machte also den sichern Schluß, daß er im Jahr 1704. gebohren sey und sagte ihm solches. Er lächelte und gestund wieder nichts, als daß er in dem Monat März gebohren worden. Wenn andere Nachrichten ihn noch aus dem vorigen Jahrhunderte herkommen und ohngefähr im Jahre 1695. gebohren seyn lassen, so mußte ich schon deswegen daran zweifeln, weil es unwahrscheinlich ist, daß er so spät und erst mit 27. Jahren auf Universitäten gegangen wäre; doch konnte ich das Zeugnis eines alten akademischen Freundes von ihm, des Herrn Senior und Pfarrer Brandts zu Auhausen, nicht ganz verwerfen, der aus seinem Alter von 85. Jahren schließen wollte, daß der Verstorbene sicher 95. Jahre alt geworden seyn müsse. Nun entscheidet aber der Taufschein, den ich erhalten, alles und beweiset, daß ich richtig calculirt habe. Er ist wirklich 1704. den

1. März

1. März gebohren worden und das erste Kind seiner Eltern gewesen.

Sein Vater war ein eifriger Mann und hatte als Pfarrer Augspurgischer Confession immer mit den Katholiken zu thun, von denen er die heftigsten Verfolgungen ausstehen muste. Er ließ sich nicht nur zu dem Simultaneum nicht bewegen, sondern widersezte sich auch den angewandten Mitteln, seine Beichtkinder zur Römischen Religion zu zwingen. Bey dem toleranten Fürst Bischoff zu Würzburg erhielt er zwar immer recht; aber der daselbst wohnende Oberamtmann und die Unterbeamten ließen auf Anhetzung ihrer Geistlichkeit nicht eher nach, bis sie ihn durch allerhand Bedrängniße nöthigten, seinen Abschied zu suchen. Es ist leicht zu erachten, daß ihm solcher nicht versaget worden. Als er denselben erhalten hatte, begab er sich zu seinem Schwiegervater, dem damaligen Pfarrer zu Sachsen bey Lichtenau, dem er als Substitut diente. Nach dessen Tod wurde er Pfarrer zu Illschwang bey Dünkelsbühl, von wannen er endlich als Kaplan nach Roth kam, wo er gestorben ist. In den beyden leztern

Stellen verbesserten sich seine Umstände; aber in der ersten zu Eichelsdorf kämpfte er mit Mangel und vieler Trübsaal, woran auch der Sohn von erster Jugend an gewöhnet wurde.

Die Mutter unsers **Brenks** lebte lange und starb in einem Alter von 94. Jahren, welches er auch zu erreichen oder zu übersteigen sich schmeichelte. Von seinen mehrern Geschwistrigten ist ein Bruder, dessen Grabmahl er auf dem Evangelischen Kirchhof zu Wien angetroffen, Hofmeister bey dem General Leutrum, und ein anderer in Preussischen Kriegsdiensten gewesen. Da er zu Nürnberg war, hatte er eine verwittibte Schwester mit ihren Kindern eine Zeitlang bey sich, und eine andere, wo nicht mehrere, ist ledig gestorben.

So lange der Vater in Eichelsdorf war, unterrichtete er, bey dem Mangel anderer Gelegenheit, den Sohn selbst, und dieser wurde bey heranwachsenden Jahren wider seine erste Neigung zum Studiren bestimmt. Doch es kam diese Neigung, und mit derselben eine brennende Begierde, die durch

das

das Beyspiel des gelehrten Bauern, welcher erst in seinem dreyßigsten Jahr die lateinische und verschiedene orientalische Sprachen erlernet und in den schönen Wissenschaften noch eine große Festigkeit erlangt hat, rege gemacht wurde. So viel vermag der Eifer der Nachahmung! Bey Brenken hatte dieser so viel gewirkt, daß er auch bey Tisch das Buch nicht aus der Hand legte und sich bey der Nacht, wenn sein Licht ausgebrannt war, statt dessen des Mondscheins bediente. Um die hebräische Sprache zu erlernen gieng er 4. Jahre lang, Sommer und Winter, bey Hize und Frost, eine Stunde weit über Land zu den Juden. Hier legte er ausser allem Zweifel den Grund zu der übermäßigen Verehrung des mosaischen Gesezes und zu der Geringschäzung der Schriften des neuen Testamentes, besonders der apostolischen. Die alte Dogmatik seines Vaters gefiel ihm ohnehin nicht, und die damalige Exegese mit der bekannten Art, die Dreyeinigkeit aus so vielen Stellen des alten Testaments zu erweisen und alle Stücke des Lebens und Leidens Jesu dortselbst geweissaget

und vorgebildet zu finden, leuchtete ihm gar nicht ein. Er hätte sich gerne noch in mehrern morgenländischen Sprachen unterrichten lassen; allein es fehlte ihm bey seinen Juden die Gelegenheit dazu. Inzwischen wandte er alle Kräfte an, sich im Hebräischen und Rabbinischen recht veste zu sezen. Sein Eifer, den er hierinnen bewieß, machte ihm alle Mühe süsse, das Wachen angenehm und die jugendlichen Lustbarkeiten, die ihn davon abhalten konnten, durchaus eckelhaft. Es lag in seinem Charakter, in allen Dingen entweder zu viel oder zu wenig zu thun. Hier that er zu viel; und obgleich dieses Uebermaas gar bald eine gefährliche Krankheit zur Folge nach sich zog, so blieb er doch nach der Wiedergenesung bey dem einmal gefaßten Vorsaz, nicht zu ruhen, bis er unter die Zahl rechtschaffener Gelehrten gerechnet und ein vollkommener Hebräer werden mögte. Die Juden feuerten ihn immer mehr an und erwarben sich gegenseitig von ihm schon frühe Achtung und Liebe gegen ihre Personen und ihre Religion. Er glaubte gar bald, sich überzeugt zu haben, daß

es

es nichts Göttliches, als das Judenthum, gebe und daß die Gottesverehrung und die Gesezgebung, die man in demselben finde, die vorzüglichsten in der Welt seyen, alle andere Religionen und Staatsverfassungen aber nur in so ferne etwas Gutes hätten, als sie darauf gebauet, oder aus demselben hergeleitet wären.

Seiner Bestimmung gemäß, und um zu der hohen Schule vorbereitet zu werden, schickten ihn die Eltern eine Zeitlang auf das Anspachische Gymnasium. Es war selbiges damals noch nicht in dem vorzüglichen Zustande, in dem es sich iezt befindet. Doch hatte Brenk Gelegenheit genug, sich in den Humanioren veste zu sezen und selbst die französische Sprache zu erlernen. Auch in der hebräischen, in der er schon Meister war, lernte er noch Methode, die die Juden bekanntermassen nicht haben, und die er selbst wenig befolgte. Inzwischen rückte die Zeit herbey, daß er auf Universitäten gehen sollte, und zu dieser Absicht wurde das nahe Altdorf gewählet, wohin damals noch die meisten Anspacher zogen und sichs nicht gereuen

ließen, auch die ganze akademische Zeit daselbst zugebracht zu haben.

Zweytes Kapitel.

Seine akademischen Jahre, und der lange Aufenthalt auf Universitäten.

Für den Jüngling sind die freien akademischen Jahre sehr reizend und einnehmend; die Gesellschaften, die Schmaußereien, die wahren und vermeinten Rechte, die eingebildete Unabhängigkeit, erheben den Studenten in seinem Sinne über ieden Stand, und die Universitäts-Freundschaft geht ihm über alles. Dies ist begreiflich. Aber daß ein Mann von Jahren, der ein Gelehrter seyn will und ist, statt für das gemeine Wesen brauchbar zu werden, sich immer auf Universitäten herumtummelt, alle Studenten-Streiche mitmacht, oder selbst angiebt, sich auf das Carcer schleppen, und überall relegiren läßt, ist, ich will nicht sagen unbegreif-

greiflich, aber doch sonderbar, und schwehr zu erklären. Nur der Freiheitssinn und die trauliche Freundschaft, und die vermeinte Ehre, ein Anführer junger verwegner Leute zu seyn, lösen dieses Räthsel einigermassen auf. Das Beyspiel und Selbstgeständnis des Mannes, den wir iezt auf Universitäten führen wollen, wird uns noch mehrern Aufschluß geben. Brenk kam 1722 zuerst auf die Universität Altdorf, wo er am 30 Oktober als Onoldino-Illenschvvangensis immatriculiret wurde, ohngeachtet er, wie oben gemeldet, kein Anspacher, sondern zu Eichelsdorf gebohren war. Er sollte die Gottesgelahrtheit studiren, weil sein Vater die Absicht hegte, ihn dereinst seinen Pfarrdienst zu überlassen. Er hatte aber zu nichts weniger Lust, als zur Theologie, legte sich daher meist auf Philosophie; die er bey Schwarzen und Müllern so wie bey Rinken die Heraldik trieb, bey welchem leztern, auch sonderbaren Manne, unser Sonderling viel galt. Vom Hause aus hatte er wenige Unterstüzung zu seinem Studiren, und er sah zwar bald die Nothwendigkeit ein, seinen Unterhalt

halt selbst zu verdienen; allein die angebohrne und unmäßige Ehrbegierde, welche ihn von Jugend auf und bisher unbeschränkt beherrschet hat, verhinderte ihn nicht nur hieran, sondern hat ihm auch, nach eignem Geständniß, an seinem Glücke sehr geschadet. Zwar war er in der Arbeit und im Studiren unermüdet; doch hielt er es für eine große Schande, selbige zu seinem Unterhalt anzuwenden. Er bildete sich ein, daß er deshalben bey iedermann verachtet seyn würde. Und ob er gleich seine Umstände nicht ganz verbergen konnte, so verursachte doch die Bemerkung, daß andere seine Noth wüßten, die allerheftigste Unruhe in ihm. Einst begegnete ihm ein Student auf der Gaße, und fragte ihn, ob er ihm nicht ein Collegium abschreiben wollte? Dies versezte ihn in die äußerste Bestürzung. Die Nothdurft, sagt er selbst, welcher nicht anders als durch Geld abgeholfen werden kan, und der unvernünftige Hochmuth, der eine solche Zumuthung als die größte Beschimpfung ansah, erregten hierüber einen ganz ausserordentlichen Streit in meiner Seele. Es war dies

nicht

nicht das einzigemal, daß er dergleichen Unruhe hat ausstehen müßen. Zu einer andern Zeit, schenkte ihm der Professor D. Link bey einer bevorstehenden öffentlichen Feyerlichkeit, Zweifels ohne dem im Jahre 1723 begangenen akademischen Jubelfeste, dem er beywohnte, eines von seinen abgelegten Kleidern, welches er ihm durch die Magd zuschickte. So schlecht seine Garderobbe damals und immer war, so befand er sich doch dadurch so sehr betroffen, daß er nicht nur vermied, vor dem Linkischen Hause vorbey zu gehen, sondern auch der Ueberbringerin auf der Gaße iederzeit auswich. Ja, wenn er es nicht vermeiden konnte, derselben zu begegnen, so überfiel ihn die Schaam dergestalt, und sein Blut kam vor Bestürzung in eine so große Wallung, daß er, wie er selbst sagte, lieber durch ein Feuer gelaufen, als vor dem Mädchen vorbey gegangen wäre. Eben dieses hielt ihn auch ab, seinem so großmüthigen Wohlthäter seinen Dank mit Worten abzustatten, ob er gleich in seinem Herzen die größte Erkenntlichkeit gegen ihn hegte.

Zwey Jahre hat er sich ohngefehr zu Altdorf aufgehalten, und ist sodann nach Jena gegangen, wohin er sich schon lange sehnte, weil er daselbst unter den Studenten solche Sitten anzutreffen hofte, die mit seiner Neigung mehr übereinstimmten. Damals herrschte noch zu Jena ein wildes Wesen und der Grundsatz, daß man nicht nur seine beleidigte Ehre vertheidigen müsse, sondern dadurch vor andern einen Vorzug erhalte, wenn man viele Gelegenheiten suche, ohne alle Ursache Händel und Schlägereien anzufangen. Schon im Aeusserlichen war der Jenenser rauh und fürchterlich. Ihm durfte niemand auf der Gasse in das Gesicht sehen, noch den Hut vor ihm rücken, oder ihm eine Höflichkeit erweisen, wenn er nicht Händel haben wollte. Dies gefiel **Brenken** und er wurde bald ein vollkommner Jenenser, besonders auch darinnen, daß er sich nicht den geringsten Kummer beygehen lies, ob er gleich kein Geld hatte, und auch keine Hoffnung, von Hause aus damit unterstüzet zu werden. Er war vergnügt, daß er sich in Jena befand; und da bey seiner Ankunft

seine

seine ganze Baarschaft nur noch in 6. fl bestand, welche zur Bezahlung des Fuhrlohns für ihn und sein Gepäcke aufgiengen, so lies er nun einen ieden Tag für sich sorgen, und dachte nicht eher an seine Unterhaltung, bis ihm der Hunger in den Magen kam. Dabey wuchs sein Hochmuth, und er hätte viel eher das Leben eingebüsset, als seine Umstände entdecket. Schamroth und grimmig wurde er zu gleicher Zeit, wenn iemand von seiner Noth Nachricht bekam. Doch lies er sich manchmal vom redlichen Landsmanne und Stubenburschen aushelfen, und überlegte seine Umstände unter dem Rathhause, wenn er sich daselbst einige Semmel zum Mittagsmahl eingekaufet hatte. Günstig waren diese Umstände seinem Studiren; er war fleissig und versäumte kein Collegium. Anstatt aber nach seines Vaters Wunsch sich auf die Theologie zu legen, fieng er hier die Rechte an, die er anderthalb Jahre mit allem Ernst studirte. Die Nachricht von dem Tod seines Vaters hinderte seine Fortschritte, und er mußte sich entschliessen, von Jena abzureisen. An dem dazu bestimmten Tag

machte er sich in aller Frühe auf, fand aber an der noch verschloßnen Thüre seinen Hauswirth nebst der Aufwärterin, welche seine Absicht merkten, und die Bezahlung der schuldigen Stubenmiethe, und eines Bier-Conto verlangten. Hiezu hatte er kein Geld, bahnte sich also auf gut Jenaisch mit aufgehobenem Stocke den Weg, lies seinen Glaubigern das Nachsehen, und trat die Heimreise mit einem Paar Gulden Geld an. Er gieng über Coburg, wo er, vom guten Bier begeistert, einen gräulichen Lermen mit der Wache vor dem Thore anfieng, die ihn nicht in die Stadt einlassen wollte. Zu Bamberg gab er einem Officier, der ihn beschuldiget, er habe den Pabst geschimpfet, eine derbe Maulschelle, und würde ihm seine lügenhafte Leichtfertigkeit übel belohnet haben, wenn nicht der Wirth mit andern Personen in das Mittel getretten wäre, und die Streitenden auseinander gebracht hätte. Auf dem Weg nach Nürnberg war er, da sein Reisegeld zu Ende gieng, dermassen abgemattet, daß er vor Schwachheit auf der Straße niederfiel. Zu Altdorf hat er sich bey guten Freunden wieder

der erholet und neue Kräfte bekommen, daß er nach Hause gehen konnte. Von da begab er sich nach Anspach, wo er bey dem Herrn M. den er als einen vernünftigen und erfahrnen Mann rühmte, die Kinder für die Kost informirte und aus dessen Umgang vielen Nutzen schöpfte. Herr M. hatte einen Sohn in Sicilien, der als Auditeur bey einem Kais. Regimente stand. Brenk erhielt Hoffnung, dessen Stelle zu bekommen, so bald jener abdanken, und nach seinen Vaterland zurückkehren würde. So begierig er war, sich in der Welt umzusehen und die Lebensart unter den Soldaten zu versuchen, auch deswegen um etwas Geld zu verdienen noch eine Information bey dem Kammerdiener B. annahm, so wurde der Anschlag auf Sicilien dennoch vereitelt. Inzwischen hatte er mit einem Eichstättischen Vogt zu Cronheim Verdruß über eine Wette: ob in der Bibel stünde, daß der Glaube auch ohne Werke gerecht mache, und forderte ihn durch ein förmliches Cartel heraus. Die Sache wurde vertragen, aber der gute Brenk hat sich nicht dadurch empfohlen.

Sein Bruder, der als Preussischer Unterofficier damals in Franken auf Werbung lag, wollte ihm eine Hofmeistersstelle bey dem Hn v. T. verschaffen. Er reiste auf das adeliche Schloß in B. ab, allein die verwittibte Mutter des iungen Hn v. T. wollte nichts von dem Hofmeister wissen, und er entschloß sich, wieder nach Jena zu gehen.

Diesmal war die Reise und der Aufenthalt in Jena ihm sehr ungünstig. Schon unterwegs hatte er kein Geld mehr, und mußte in einem Wirthshause seinen Mantelsack für die Bezahlung zum Pfande lassen. Zu Jena kam er bald in den Burgkeller und in eine große Gesellschaft trinkender und lärmender Studenten, die den auf Befehl des Prorectors erschienenen Pedell mishandelten, und sich mit den anrückenden Schnurren in eine förmliche Schlacht einließen, sie zurückschlugen und verwundeten. Brenk wurde des andern Tages vor den Prorector gefordert, und von diesem mit der gegebenen Versicherung, daß die Sache nichts zu bedeuten hätte, vor ein engeres Concilium gelocket. Kaum hatte er die Thore des Collegiums

ter sich, als dieselben geschlossen, und Brenk gezwungen wurde, auf das Tabulat zu gehen. Man kan kaum glauben, wie übel er dieses Verfahren nahm, und wie stark er gegen diese vermeynte Ungerechtigkeit der Richter und Befehlshaber, die einen Angeklagten durch Lügen und falsche Versicherungen in die Gewalt zu bekommen suchen, declamirte. Aus eben diesem Grunde, sagt er, halten einige Religionsverwandte dafür, daß man nicht schuldig sey, den Ketzern Treu und Glauben zu halten. Ein Richter werde dadurch einem hinterlistigen Spitzbuben gleich, und verunehre auf diese Art nicht nur sein ansehnliches Amt, sondern auch den Vorzug des menschlichen Geschlechts.

Er war indessen auf dem Tabulat, und sein Zustand sehr traurig. Einsam, ohne Geld, ohne Bette, stund er bey der Nacht unleidentliche Kälte aus, und bey Tag plagte ihn Hunger und Durst. Endlich bekam er Gesellschaft von einem andern Studenten, der gleiches Schicksal hatte, mit ihm aber warmes Bette, Essen, Trinken und Taback theilte. Sie studirten zwar, aber sie schmauß-

ten auch, sangen und waren so ausgelassen lustig, daß die Nachbarn, sonderlich bey Nacht, davon beunruhiget wurden, und weil ihnen bisweilen doch die Zeit zu lang wurde, so kamen sie bey der Universität mit der Vorstellung und Bitte ein, ihnen einen müssigen Doctor oder Magister auf das Tabulat zu schicken, der ihnen ein Collegium lesen könne, damit sie ihre Zeit nicht so unnüze hinbringen dürften. Dies wurde sehr übel genommen, und beförderte das Urtheil, daß man ihn wegen des Tumults und des falschen Namens, den er sich gegeben, in perpetuum relegirte. Der Gefährte dieses akademischen Märterthums war ein Baron von C., von dem ich mit Brenks eignen Worten eine Episode einschalten muß. „Dieser Baron war eines gewissen Ritterhaubtmanns Sohn, und hatte niemals im Sinn gehabt, zu studiren; als er aber einst zu Nürnberg im weißen Roß logirte, machte er in der Betrunkenheit mit dem Jenaischen Kutscher den Vergleich, daß er ihn mit nach Jena nehmen sollte, und bezahlte ihm das Fuhrlohn voraus. Als er nun des andern Tags

ver-

vernahm, daß er das Geld bereits bezahlet habe, so blieb er bey seinem gestrigen Entschluß. Er langte demnach in Jena an, und das Burschenleben gefiel ihm. In kurzer Zeit wurde er mit mehr als der halben Universität bekannt. Denn wenn er schmausen wollte, so rief er alle vorbeygehende Studenten aus dem Fenster so lange zu sich, bis seine Stube voll war. Weil er auch seine Gesellschafter in der Stadt sowohl, als auf dem Dorfe iederzeit frey hielt, so zog er dadurch dieienigen an sich, welche in Jena das meiste zu bedeuten hatten, und bey den übrigen Studenten in einem fürchterlichen Ansehen stunden. Hiedurch war er vor einem ieden gesichert, und die starke Anzahl seiner guten Freunde verschafte ihm die Freyheit, ohne einige Hindernis vorzunehmen, was er nur wollte. Er tractirte beständig, und es gieng kein Tag ohne neue Ausschweifungen vorbey. Der Herr Vater war über die unvermuthete Nachricht, daß sein Sohn nunmehr in Jena studiren wollte, ungemein erfreut. Er schickte ihm so viel Geld, als er nur verlangte. Endlich aber mochte er Un-

rath merken, und weil er der Sache gewiß seyn wollte, so verlangte er ein Testimonium. Es wäre vergebens gewesen, solches an gehörigen Orten zu suchen; man wußte schon, daß keiner von den Professoren es ertheilen wollte, oder konnte: doch lies man sich dieses keineswegs anfechten. Der Wirth zum Hirschen, Namens Stallbaum, war des Herrn Barons Tischwirth. Niemand konnte mit Recht sagen, daß er seine Gegenwart öfter genöße. Dieser mußte also ein Zeugnis aufsetzen, und darinnen den Fleiß rühmen, welchen der Herr Baron in Besuchung seiner Collegien anwendete. Solches wurde mit seiner Unterschrift, wobey er sich Professor Stallbaum in Jena nennte, und mit dem beygedruckten Petschaft ausgefertiget. Der Herr Ritterhaubtmann mogte eben nicht wissen, wie die Professoren in Jena hießen; daher stellte er diesem Zeugnis völligen Glauben zu, übermachte dem Herrn Sohn starke Wechsel, und war sehr wohl mit ihm zufrieden. Jedoch diese Freude dauerte nicht länger, als bis die Nachricht einlief, daß lezterer von Jena wieder Abschied habe nehmen

men müssen. Er wurde nehmlich in omne aevum relegirt.

Nun gieng Brenks Weg nach Halle. Ich kam auf dieser Universität an, sagt er, und hatte so wenig Geld bey mir, als ein Vogel, der von einem Wald in den andern fliegt. Doch behielt er einen großmüthigen Sinn, und eine starke Hofnung. Er verließ sich auf die Fürsorge des Himmels, und hielt das Geld viel zu gering, als daß er über dessen Ermangelung sein Gemüth beunruhigen sollte. Er hielt sich bey guten Freunden und Landsleuten so lange auf, bis er in Glaucha eine kleine Stube bezog. Nimmermehr konnte er sich überwinden, seine Umstände an iemanden, wäre es auch sein bester Freund gewesen, zu entdecken. Es fiel ihm viel erträglicher, seine Noth insgeheim zu erdulten, als andern zu klagen; demohngeachtet merkte ein guter Freund im Waisenhause gar bald, wo es ihm fehlte, und sorgte für ihn so gut er konnte, damit er erst bey dem Waisenhause einigen Unterhalt finden mögte. Er gieng also daselbst an den Extra-Tisch, wo einem ieden Studenten,

der sich frühe vor 6. Uhr deshalb meldet, und seinen Namen aufschreiben läßt, Mittags eine Schüssel mit Zugemüße nebst Brod und Cofent vorgesetzet wird. So sehr er diese Anstalt des seel. Frankens rühmte und vertheidigte, so war damit noch nicht genug für ihn gesorget, und er nur vor dem Erhungern gesichert. Er nahm also, wiewohl mit dem größten Widerstreben, eine Vorstellung seiner Freunde an, und gab sich bey der theologischen Facultät für einen Theologen aus, damit er noch einige andere Dinge erlangen könnte, welche sonst Rechtsgelehrten versaget werden. Er erhielt auch wirklich dadurch ihre sogenannte Abendexpectanz, und das beneficium ecclesiasticum. Die erstere besteht in einer Abendmahlzeit, welche bisweilen dem Expectanten, den die Ordnung und Reihe trift, an der Stelle der abwesenden Präceptoren zu genießen verstattet wird. Das andere beträgt wöchentlich einen Groschen, welcher alle 14. Tage ausgetheilet wird. Als er nach diesem in die Stadt Halle selbst zog, verfiel er bald darauf in eine starke hitzige Krankheit, in wel-

cher er fast gänzlich verlassen war, und bisweilen kaum einen Trunk Wasser zu seiner Labung bekommen konnte, bis seine guten Freunde davon Nachricht erhielten, die es, wiewohl mit schwehrer Mühe, dahin brachten, daß er in das Waisenhaus zur Verpflegung aufgenommen wurde. Hier hat ihn Doctor Junker curirt. Er verlies das Krankenhaus, und begab sich wieder in die Stadt, wo er ein ganzes Monath ohne Quartier war, bis ihn ein Landsmann zu sich auf die Stube nahm. Durch die Krankheit, die er ausgestanden hatte, war seine Hitze ziemlich gedämpfet, und er faßte nunmehro den Entschluß, künftig ordentlich zu leben, und unermüdet zu studiren. Diesem zu Folge trieb er auch täglich seine Studien bis um 4 Uhr nachmittags auf das fleißigste, und nichts war vermögend, ihn zur Versäumung der Collegien zu bewegen. Allein es gieng ihm bald, wie den meisten Kranken, wenn sie genesen. Sein Blut wallte wieder auf, und seine angebohrne Meinung war und blieb die Triebfeder aller seiner Handlungen. Die Stille wurde ihm

verdrüßlich, und er fand kein Vergnügen, als in der Unruhe. Daher mischte er sich in viele Sachen, und steckte sich in mancherley Händel, wenn er sein Verfahren durch die Pflichten der Freundschaft, oder durch die seinen Mitgesellen schuldige Verbindlichkeit nur einigermassen rechtfertigen konnte. Er nahm Theil an dem damals gewöhnlichen Prorectorats-Lärmen, an dem Tumult wider die Soldaten, half einem Studenten aus Augspurg, Namens S. der viele Schulden hatte, durch, und gieng mit ihm nach Wien, von welcher Reise wir an einem andern Orte reden werden. Hier will ich nur noch den Grundsaz bemerken, den er hatte, daß es erlaubt sey, die meisten Gläubiger auf Universitäten, besonders Wirthe, Caffeschenken, Pferdeverleiher, und andere mehr, im Fall der Noth unbezahlt zu lassen, weil sie, nach seiner Meinung, alle vom Raub und Betrug der Studenten lebten, oder diesen wenigstens Gelegenheiten zu Ausschweifungen und Geldversplitterungen machten. Er hielt es also für mehr als Freundschaftspflicht, besagtem S. mit seinem

Abschiedswechsel durchzuhelfen. Von Wien gieng er in den dürftigsten Umständen nach Halle zurück. Er kam über Prag und Leipzig dahin, an welchem leztern Ort er sich ein Paar Schuhe und 6 Groschen schenken lies, welches freilich seiner ganzen Denkungsart und eigensinnigen Großmuth zuwider war. Zu Halle kam er wieder bey seinem ehemaligen Stubenburschen Heidenreich unter, und hier war es, daß er dem Kanzler Joh. Pet. von Ludewig zu seinem Vortheile bekannt wurde. Das unerschrockne, kecke Wesen, das Brenk an sich hatte, und womit er mehr trozig, als erniedrigend, auf Jedermann zugieng, gefiel dem Kanzler wohl, der bekanntermassen ein eben so wunderlicher Mann war, als Brenk, und ein blödes und schüchternes Bezeigen für Arglist und verborgne Boßheit hielt. Am meisten hat sich Brenk durch seine vorzügliche Kenntnis der hebräischen Sprache bey dem Kanzler empfohlen, und die Gelegenheit dazu war diese: der Kanzler schrieb eine Disputation de concubinatu sub spe matrimonii facta, und wollte wissen, was die göttlichen

Gesetze und das Recht der alten Hebräer hievon bestimmet haben. Brenk sagte ihm dieses, und gewann nicht nur sein ganzes Zutrauen, sondern erhielt auch von ihm, als Ephorus, einen königlichen Freytisch. Der Tischinspector brauchte zwar sein kleines Ansehen, und wollte Brenken wegen liederlicher Gesellschaft, der Eitelkeit einer großen Hutkrempe, der Frechheit seiner Minen, und anderer Ursachen nicht zulassen; allein der Kanzler ließ ihm durch den Fiscal nachdrücklich befehlen, Brenken die Stelle anzuweisen. Damals schrieb der Kanzler auch in den Hallischen Anzeigen sehr viel von den hebräischen Alterthümern, und den jüdischen Rechten. Hiezu brauchte er Brenken, und dieser hat unter andern etwas de matrimonio cum uxore avunculi und de successione filiorum für den Kanzler verfertiget. Auch für den geheimen Rath Böhmer arbeitete er in einem Judenproceße puncto repetitionis dotis. Um diese Zeit kamen die Consilia Halensia heraus, deren Correcturen er übernommen, und sich damit ein hübsches Stück Geld verdienet hat. Ueberhaubt sezte er hier

sein

sein Studiren mit Lust und Eifer fort, und ich finde in seinem Tagebuch, daß er selbst auf dem Pädagogium informiret hatte. Dennoch nahm er des Abends an den gewöhnlichen akademischen Zerstreuungen und den Studentenlustbarkeiten Theil, ia er wurde bald wieder in allerhand Ausschweifungen verwickelt. Er war bey einem 1734. entstandenen grossen Tumult gegen die Garnison, in welchem einige Soldaten von den Studenten tödlich verwundet wurden, auch einige Tage hernach starben, alles bund und über gieng, und keine Collegien gehalten werden konnten, bis die Sache beygeleget war, die diesmal zum Vortheil der Studenten ausgieng, weil die Veranlassung des Tumults der Diebstal eines Sacktuchs war, den ein Soldat begangen, wofür er zwey Tage nacheinander durch 200 Mann 16mal Spießruthen laufen mußte, und weil ein gewisser Lieutenant sich schimpflicher Reden gegen die Studenten bedienet, wofür er auf die Vestung nach Magdeburg wandern mußte. Bey diesem Lärmen blieb es nicht allein; mein Held fand noch immer Vergnügen an

Schlä-

Schlägereyen, wobey er wenigstens secundirte, auch wohl die Händel seiner Freunde bald umsonst, bald für eine Gegenerkenntlichkeit ausmachte. Seine Jahre, seine Leibesstärke und sein Muth, gaben ihm so viel Ansehen, daß man in allem, was das Burschenleben angieng, zu ihm als dem competentesten Richter seine Zuflucht nahm. Und er lies keinen trostlos von sich. Damals fiengen viele von dem Bürgerstand wieder Degen zu tragen an, welches gleichwohl durch königliche Rescripte verbotten war. Sogleich stellte er sich an die Spitze, und schafte solches nebst seinen Freunden ab. Sie giengen nehmlich des Sonntags die Stadt durch, und nahmen eigenmächtig allen denen die Degen ab, welchen er nicht zukam, ja sie schonten selbst der silbernen Degen nicht. Dies zog ihm das Carcer zu. Er beschwehrte sich zwar sehr, daß man ihn unverhörter Sache dahinsezte, und declamirte bey dieser Gelegenheit wieder viel gegen die Prorectores, versicherte, daß man sich keineswegs bereichern, sondern nur allein das Vorrecht schüzen wollen, welches den

Studen-

Studenten nach dem königlichen Rescript allein zukäme, und in dessen Handhabung sich die Obrigkeit so saumseelig bezeige, daß man sich daher selbst in iure et possessione vel quasi habe erhalten müßen. Man lieferte den silbernen Degen aus, und Brenk kam diesmal, so wie öfter, durch Ludewigische Vermittelung vom Carcer los, und der Canzler rettete ihn auch von der Relegation.

Die unbegrenzte Dienstfertigkeit gegen seine Freunde, verwickelte ihn auch in andere Angelegenheiten, und einst in eine weitläuftige Liebessache, die er für seinen Stubenbursch R. aus Fulda übernahm, für den er seine Geliebte nach Halle kommen und daselbst die Wochen halten lies, für sie, ihr Kind, und deren Unterhalt sorgte, endlich aber von ihm und ihr, mit Undank belohnet wurde. Die Geschichte ist in dem reisenden Avanturier gar umständlich erzehlt, weswegen ich sie hier übergehe.

Hieher gehört auch die Geschichte mit einem orientalischen Prinzen aus Amadabat in Ostindien, der nach Halle kam. Er gieng in türkischen Kleidern, war schwärzlicher

Far-

Farbe, geschickt in Leibesübungen, aber wild am Gemüth. Seinem Vorgeben nach war er einer von denen im Mogulischen Regierungsfähigen Prinzen, welches die mit einem silbernen Griffel gleich bey der Geburth eingeprägten Zeichen der Sonne, des Monds und der Sterne, zu erkennen gaben, als welches darum geschieht, damit kein Fremder sich einschleichen könne. Die Ursachen, warum er sich in Europa aufhielt, erzehlte er selbst folgender Gestalt.

„Als mein Vater nach Agra zum Großmogul geruffen wurde, übergab er meinem ältesten Bruder die Regierung. Weil ich mit ihm in Streit gerieth, auch seinen Befehlen nicht gehorchen wollte, so mußte ich die Flucht nehmen. Meine Mutter gab mir viele Juwelen und Gold, und schickte mich nach Batavia. Hier bekam ich die Nachricht, daß ich auf einige Jahre des Landes verwiesen sey, daher mir der Gouverneur den Rath gab, eine Reise nach Europa zu thun. Diesem zu Folge, gieng ich nach Holland, England, Spanien und Frankreich, wo ich tanzen und fechten lernte. In Italien

lien war ich gefährlich krank, und mein Geld war alle. Weil ich die Muhammedanische Religion angenommen hatte, begab ich mich zu dem türkischen Ambassadeur in Wien. Als dieser zurück beruffen wurde, verlies ich auch Wien, und gieng nach Prag. Hier fand ich iunge Leute, welche sehr frey lebten. Dies gefiel mir; und weil sie Studenten waren, ward ich auch ein Student. Ich suchte also nur solche Oerter, wo sich Studenten aufhielten. Man wies mich nach Ingolstadt, von da ich mich nach München, Marburg und Rinteln begab. Am leztern Orte hielt ich im J. 1732 unter dem Professor Funccius eine Rede von dem Gebrauch der Vernunft in Religions-Sachen. Ich gab mir den Namen Achmet Osman de Russy, und machte mich darauf an den Hof des Herzogs von Braunschweig, welcher Fürst mich in Helmstätt unterhielt. Jedoch ich schlug mich zu oft, und weil ich noch dazu im Carcer harte Reden ausgestoßen hatte, so ward ich fortgeiagt. Der Fürst von Anhalt-Zerbst erzeigte mir viele Gnade, kleidete mich ganz neu, und sezte mich wieder

in guten Stand, die Fürstin gab mir eine deutsche Bibel, um die christliche Religion daraus zu erlernen. Endlich sandte mich der Fürst studirens wegen nach Halle, und gab mir nicht allein Geld, sondern auch Empfehlungsschreiben an den Kanzler von Ludewig, die Herzoge von Merseburg, Weisenfels, Weimar, Gotha, und Eisenach.„

Dieser Prinz kam kaum in Halle an, so machte er gleich mit den Studenten Bekanntschaft, und Brenk wurde bald mit in dieselbige gezogen. Er führte den Prinzen zu dem Kanzler von Ludewig, und weil er noch keine Stube hatte, so nahm ihn Brenk und sein Stubenbursch zu sich, denen er aber bald zur Last wurde. Er borgte allenthalben auf, und zwang die Leute mit Gewalt dazu. Sein Haar trug er lang, und dieses mußte alle Tage schön bearbeitet seyn. Weil sich nun kein Friseur ohne Geld mehr damit abgeben wollte, so holte er sie mit bloßem Degen. Im Trunk war er mäßig, und genoß meist nur Thee und Caffee. Hingegen aß er des Tages viermal. Des Nachts schwärmte er mit unzüchtigen Weibsleuten herum. Brenk

zog

zog endlich allein mit ihm auf ein Zimmer, wobey er aber noch viel Verdruß hatte. Endlich reiste der Prinz nach Weisenfels, und entlehnte von Brenken einen Schlafrock und ein Paar Stiefel. Allein er kam nicht wieder, und hinterlies Brenken nichts, als seine deutsche Bibel, die dieser nachgehends, einer seiner Schwestern geschenkt hat. Wohin der Ebentheurer gekommen, und was aus ihm geworden ist, erfuhr Brenk nicht.

Ohngefehr um diese Zeit kam ein Herr von N. aus der Lausitz nach Halle, einen Hofmeister zu suchen. Dieser sollte, nebst der Kenntnis der französischen Sprache, auch die Kunst besitzen, wacker zu trinken. Brenk wurde von einem Bekannten zu ihm geführt; Herr von N. trank ihm stark zu, mußte aber erfahren, daß ihm Brenk überlegen, und also zum Hofmeister tüchtig war. Weil diesem iedoch das Gehalt von 40 Thlrn, und die Condition selbst nicht anstund, welche seiner unersättlichen Neigung zur Veränderung und Ausschweifung die beste Gelegenheit, nehmlich die Freyheit abschnitte, so schlug er sie aus. Dafür aber übernahm er, auf

Schmeizels Empfehlung eine Hofmeisters-stelle in Siebenbürgen. Hier konnte er eine Reise machen, die Welt und fremde Völker kennen lernen, und vielleicht sein Glück finden; und darum nahm er diese Stelle an. Der Kanzler von Ludewig, der ihn noch immer zu versorgen versprach, war gar nicht damit zufrieden, und rieth ihm ernstlich und eifrig davon ab. Auch Schmeizel fand die Sache endlich bedenklich; selbst Brenk wankte in seinem Entschluß, besonders wegen des geringen Reisegeldes und des weiten Weges, den er zu machen hatte, blieb aber doch endlich bey seinem ersten Vorsatz, und unternahm die Reise nach Siebenbürgen als Hofmeister bey einem iungen Baron Szentkereszti. Ich halte es der Mühe werth, den Charakter hier mitzutheilen, den Brenk bey dieser Gelegenheit von dem Herrn Hofrath und Professor Schmeizel entworfen hat. „Dieser Gelehrte war von Cronstadt in Siebenbürgen aus der Sächsischen Nation gebürtig. Er studirte zu Jena, reiste als Hofmeister nach Schweden, und legte sich bey dieser Gelegenheit sonderlich auf Geschichte und ga-

lante

lante Wissenschaften. Er entschloß sich, sein Vaterland gänzlich zu verlassen, und sich in Deutschland zu setzen. Daher gieng er wieder nach Jena, las Collegien und wurde endlich daselbst Professor der Rechte und Geschichte. Von da wurde er als Professor der Geschichte nach Halle beruffen, woselbst er gestorben ist. Er war ein aufrichtiger Mann, und nahm die Redlichkeit seiner Nation mit in sein Grab. Eine sonderliche Liebe hegte er gegen die Studenten, die er nur seine Söhne nannte, weil er selbst keine hatte. Er hielt auch diejenigen wirklich dafür, die sich seiner Lehre und seines Raths bedienten, und seinen besondern Anweisungen Gehör gaben. Er hatte das innigste Vergnügen, wenn er mit der Zeit wahrgenommen, daß einer von ihnen seine gegebenen Lehren in Ausübung gebracht, und seinen Lebenswandel nach seinen Maximen eingerichtet hatte. Er konnte sich nicht entbrechen, solches zum öftern in seinen Collegien zu erwähnen, und die deshalb geschöpfte Freude mit Exempeln zu bestärken. Gegen alle solche Studenten bezeigte er daher eine

unverfälschte Dienstfertigkeit, und ließ sich angelegen seyn, ihr Glück auf mancherley Weise zu befördern. Wenn solches geschehen, so genoß er darüber eine ausnehmende Zufriedenheit. Und wie er wegen der neuesten Historie, worüber er beständig Collegien gelesen, vielen Briefwechsel unterhalten mußte, so bekam er hiedurch Gelegenheit, seine Zuhörer und Clienten, welche in der weiten Welt ihr Glück zu versuchen Lust hatten, in verschiedene Reiche zu versenden, und daselbst als Informatoren und Hofmeister anzubringen. Weil er nun solches aus wahrer Dienstfertigkeit gethan, und dabey nichts anders, als Glück und Wohl seiner Zuhörer zur Absicht führte, so nahm er sich dabey sorgfältig in Acht, daß seine Empfehlungen keinem zum Schaden gereichen mögten, der sich dadurch Vortheil zu machen gedachte. Er untersuchte deshalb vorher die Fähigkeiten und Kräften eines ieden nach den Verrichtungen, denen er vorstehen sollte, und richtete sich hiebey nach Lust und Trieb, den er bey iungen Leuten zu dem Land, dem Volk, und den aufzutragenden Geschäften verspührte.„

Vom

Vom Schmeizel mit einem sehr mäßigen Reise-Geld unterstüzet, gieng Brenk im Septemb. 1734. von Halle ab, und seine Landsleute begleiteten ihn. Es kostete ihm viele Mühe, sich von denselben loszureißen, besonders von seinem gar sehr gerühmten Landsmann und Stubenbursch, dem Herrn von der Lith, der ihn mit nach Göttingen nehmen, und ihm daselbst das erste halbe Jahr 50. fl. geben wollte. Auch hätte ihn bald ein gewisser Förster von Jena aus irre gemacht, der nach Halle zu ziehen willens war, und ihn zu seinen Stubenbursch verlangte.

Wir lassen ihn nach Siebenbürgen reisen, und sezen seine akademische Geschichte fort. Er kam im Octob. 1736. wieder nach Halle; und ob er wohl 3. Pferde, und einen leibeigenen Pferdeiungen mitbrachte, so kam er doch bald in solche Umstände, daß er nahe am verzweifeln war, indem er nicht mehr wußte, wie er sich fortbringen sollte.

Dennoch schlug er eine sehr annehmliche Hofmeisterstelle bey einer Frau von Hahn aus dem Mecklenburgischen, welche sich da-

mals zu Seeburg auf ihrem Gute aufhielt, mit jährlichen 150 Rthl. aus, weil er seinen siebenbürgischen Jungen nicht mitnehmen durfte, dem er doch öfters kaum Brod zu geben wußte. Unterdessen verkaufte er seine Pferde um ein Spottgeld, und hatte 1737 wieder das Glück, daß ihm der Kanzler von Ludewig einen Magdeburgischen Freytisch verschafte, ohne welchen er sich nicht lange hätte fristen können. Auch haben ihn schmausende Studenten, zu denen er sich wieder gesellte, immer einen Unterhalt auf eine Zeitlang zufliessen lassen, bis bey einer neuen Unruhe, zwischen den Studenten und dem Dessauischen Regimente, er in neuen Verdruß kam. Der Fürst von Anhalt, als der Innhaber dieses Regiments, so wie der Commendant desselben, verlangten seine Relegation, wogegen ihn aber der Kanzler von Ludewig noch immer schüzte, und in Halle erhielt, doch sah er es selbst für das rathsamste an, sich von Halle wegzumachen. Er hatte schon vorher eine Bittschrift an den damaligen Geheimen Raths-Präsidenten von Seckendorf zu Anspach überschicket, welche mit

Empfeh-

Empfehlungsschreiben vom Kanzler von Ludewig und dem Hofrath Schmeizel begleitet war, und worinnen er um einen Dienst, oder um ein Reisegeld nach Rußland angehalten hat. Er gieng also im August 1737. selbst nach Anspach, wo ihm der Herr von Seckendorf die bekannte Werthheimische Bibelübersezung gab, daß er über die darin enthaltene Religionswidrige Stellen seine Meynung abfassen sollte, welches auch von ihm geschehen ist. Der Uebersezer dieser Bibel, der Gräflich-Werthheimische-Informator Schmid, welcher von dem Reichsfiscal angeklaget wurde, und deswegen von Werthheim weggehen mußte, hielt sich damals heimlich zu Anspach auf, und hatte die Absicht, bey den Evangelischen Kreisausschreibenden Fürsten Schuz und Hülfe zu finden, mag sich aber in seiner Meynung sehr betrogen haben. Brenk wurde dem damaligen Herrn Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich selbst vorgestellet, welcher lächlend fragte: ob dieß der Hallische Rennomist sey; er wurde aber diesmal noch ohne Entschluß und Gewährung seiner Bitte entlassen.

Inzwischen gieng er nach Roth zu seiner damals noch lebenden Mutter, und von hier nach Altdorf, um, wie er sagte, daselbst seine Landsleute auf etliche Wochen zu besuchen. Denn er wollte es nicht auf sich kommen lassen, daß er nach Altdorf, um gewisse Händel auszumachen, wäre verschrieben worden. Es waren damals zwo starke Compagnien in Altdorf, die einander entgegen waren. Unter der einen befanden sich seine Landsleute, von denen er gleichwohl gesteht, daß sie die Absicht hegten, ihn in ihren Streit mit einzumischen. Sie spiegelten ihm deswegen vor, daß der Anführer von ihrer Gegenparthey, ein gewisser **Kirsten**, nachmaliger Doctor und Physicus zu Grävenberg, übel von ihm gesprochen hätte, welchen er darüber zu Rede sezen müßte. **Kirsten** wurde bey der Nacht etlichmalen provociret, und **Brenk** war nicht so klug, die dabey gehabte Absicht seiner Landsleute zu merken. Er bekam darüber Stubenarrest, und endlich die Relegation, gegen welche er bey den Curatoren der Akademie zu Nürnberg klagend einkam, aber geschehen lassen mußte,

daß

daß diese die Altdorfer Verweisung bestätigten. Er kehrte nach Roth, und von da nach Anspach zurück, und wollte mit dem Anfang des Jahrs 1738. nach Göttingen reisen. Er hatte nicht mehr als einen Ducaten und 11½ Kr. Geld bey sich, daher sollte, wie er selbst sagt, das Wasser sein Trank, die Früchte auf dem Felde seine Speise, die Erde sein Bette, der Roquelaure seine Decke, der Stock sein Diener, der Degen sein Reisgefährte, und Gott sein Wächter und Hüter seyn. Er bethete zu Gott, der an diesem Tag sein Gesetz gegeben, daß er ihm helfe, seinen Willen halten, und es ihm wohlgehen lasse! So fromm diese Gesinnungen waren, so hat er sich doch diese Verlegenheit und die allgemeine Feindschaft, in die er zu Anspach fiel, durch unfertige Händel selbst zugezogen. Er gieng einst nach gehabter Lustbarkeit und mit einem vom Trunk erhizten Kopf mit seiner Gesellschaft zurück in die Stadt nach Hause. Nach seiner damaligen bösen Gewohnheit ließ er keinen Unbekannten, der einen Degen trug, in Frieden vorbeygehen. Ein

solcher

solcher begegnete ihm unter dem Herrieder-Thor und wurde sogleich von ihm angefallen. Man ergrief ihn bey der Hand, daß er den Degen nicht ziehen konnte, und rief der Wache, welche ihn in Arrest nahm und auf die Schloßwache führte. Des andern Tages erfuhr er von dem Stadtvogt, welcher ihm seinen Degen wieder gab und ihn entlies, daß er mit einem gewissen Lieutenant zu thun gehabt hätte, dem der Degen allerdings gebühre. Er schämte sich, und gieng seiner Wege. Er erhielt nun zwar keine Bedienung zu Anspach, doch bekam er inzwischen von der Herrschaft 60. fl. zur weitern Reise, und der Geheime Raths-Präsident von Seckendorf gab ihm Empfehlungsschreiben an den General von Seckendorf, und zu Kaiserlichen und Rußischen Kriegsdiensten. Schnell kaufte er ein Pferd und ritt damit durch Franken und Niedersachsen nach Hamburg ab. Hier mußte er schon sein Pferd aus Noth für 5. fl. verkaufen, und sein Vorhaben nach Rußland zu gehen fahren lassen. Er blieb abso bey seinem ersten Gedanken, wieder auf eine Universität zu gehen, und

begab

begab sich über Lüneburg, Celle, Hannover, nach Göttingen, woselbst er bey Doctor und Hofrath Hannesen Fiscal wurde, und sich mit Abschreiben, Corrigiren und Deschifriren, so wie mit Unterricht im Hebräischen, eine Weile fortbrachte. Hofrath Gebauer, bey dem er sich vorher immatriculirte, hat ihn am lezten Tag des Jahres 1738. zum Kaiserlichen Notarius creirt, und er fieng sogleich mit dem Jenner des Jahres 1739. an, als Procurator auf das Rathhaus zu gehen. Er schien beschäftiget, und hiemit von Ausschweifungen abgebracht zu seyn. Allein der Student wachte gar bald wieder bey ihm auf, und es waren keine Gelage, und keine Händel, denen er nicht beywohnte, ohngeachtet er bey dem Herrn von Münchhausen um den Freytisch ansuchte. Er kam zweymal auf das Carcer und endlich erhielt er am 15ten Octob. 1740. das consilium abeundi. Weil man ihm die Ursachen nicht meldete, die aber vermuthlich in seiner Unverbesserlichkeit zu suchen waren, wollte er nicht gehen. Hiedurch zog er sichs zu, daß ihn der Pedell mit 6 Mann Wache zum Thore hinaus-

ausführte. Er gieng von da nach Marburg, repetirte daselbst mit iungen Leuten die Pandecten, gab auch Lectionen im Deschifriren, der Chiromantie und Onomantie, und widmete sich noch immer den akademischen oder vielmehr studentischen Lustbarkeiten.

Entweder er fand doch nicht genug zu seinem Unterhalt in Marburg, oder er konnte sein geliebtes Halle nicht vergessen, und eilte deswegen im Septbr. 1741. über Eisenach, Gotha, Erfurth, und Naumburg wieder dahin. Zu zweyenmalen hielt er sich etwas in Leipzig auf, empfahl sich daselbst dem Hofrath Mascov, der ihm eine bessere Figur zu machen rieth, und ihn mit einem Geschenk ohne weitere Unterstützung entlies. Noch gieng er zwar mit Empfehlungen nach Jena, um daselbst seine Wiederaufnahme zu suchen, erhielt sie aber nicht, und wandte sich nun nach Halle. Hier schlug er seine Lectionen an, und lernte bey dem R. Tefel, und R. Wolf die Gemara, worinnen, so wie in der ganzen rabbinischen Gelehrsamkeit, er so bewandert wurde, daß er bey den Juden zu Halle für ein Orakel passirte, und

daß

daß auch polnische Juden, wie ich einst selbst sah, nach Halle kamen, um ihn um Rath zu fragen. Auch kam zu der Zeit, da er diesmal in Halle war, ein Jud aus Jerusalem, R. Moses Jeruschalmi dahin, den seine Glaubensbrüder sogleich zu Brenken führten, mit dem er sich rabbinisch und italienisch sehr lange unterhielt. Ich habe keinen so schönen und ansehnlichen Mann aus diesem Volk gesehen, als diesen Rabbi, den Brenk auch zu mir brachte *). Er ist zum

Behuf

*) Ich mußte ihm meinen Namen auf italienisch sagen. Er hatte Freude darüber, und schrieb mit spielendem rabbinischen Witz, aber sehr zierlicher Hand, folgende Reime in mein Stammbuch, welches ich als ein seltnes Denkmal aufbewahre.

באשר שראיתי אנשים רעות ⁘
שקונים ספרים בלא מעות ⁘
רק בחמשה אצבעות ⁘ לכן
חתמתי שם הבע׳ ⁘ שלא יבא
שקר ובליעל ⁘ ויעבור על כל ⁘
השייך להבחור הנחמד השטודענט
וויל מהמקום הגדול נירן בערג
ומחכים

Behuf seiner Glaubensgenossen in Jerusalem beynahe ganz Europa durchgereiset, und hat sich vielerley Sach- und Sprach-Kenntniße erworben. Ueberhaubt hielt sich Brenk immer zu der Judenschaft; er gieng öfters in ihre

ומחכים בחכמתו במקום הגדול
המפורסם בחכמות האלי במדינות
בראנדיבורג ⁘ ועל טוב יזכר
שמי ⁘ לפניו הצנתי ⁘ וכך
חתמתי ⁘ תחלת שמי שני של
שמי ⁘ ושני של שמי תחלת שמי
⁘ וסוף שמי חצי של סוף שמי ⁘
ומי שאינו יודע לחשוב בחשבוני
⁘ לפניו כך רשמתי ⁘

משה ירושלמי דק״ק טברי׳ תו״בב

Das ist auf Deutsch: Weil ich böse Leute gesehen habe, die Bücher ohne Geld, blos mit fünf Fingern kaufen, so habe ich den Namen des Besizers eingezeichnet. Es soll nun nicht kommen der Falsche und Tückische, und das Verbottene übertretten. Dieß gehört dem jungen sehr schätzbaren Studenten, Will, von der großen Stadt Nürnberg. Er unterrichtet mit seiner Weisheit in der großen Stadt, die berühmt

ihre Synagoge; hielt einmal eine Rede in derselben; war bey ihren Lustbarkeiten, Festen und Hochzeiten gegenwärtig; brachte bisweilen eine ganze Gesellschaft zusammen, die sich bey iüdischen Hochzeiten mit ihm vermummen mußte, und unterhielt mit einem

iüdi-

berühmt ist durch Weisheit, Halle in dem Lande Brandenburg. Und bey dem Guten werde mein Name gedacht. Vor ihm habe ich denselben hieher gesetzet; und also habe ich mich unterzeichnet: Der erste Buchstabe von meinem Namen (משה) ist der andere Buchstabe meines Namens (nämlich שמי); der andere Buchstabe meines Namens (ש) ist der Anfang meines Namens, (שמי); der lezte Buchstabe meines Namens (ה) ist die Hälfte (nämlich die Zahl fünfe) von dem Ende meines Namens (von י oder der Zahl zehen). Und wer meine Rechnung nicht verstehen kann, vor dem habe ich ihn also gezeichnet: Moscheh Jeruschalmi von der heiligen Versammlung Tbhariah. Sie werde gebauet und schnell wieder aufgerichtet in unsern Tagen. (Dieß ist der gewöhnliche Wunsch der Juden von Jerusalem, den sie in einer Abbreviatur schreiben.)

jüdischen Frauenzimmer, Jungfer Lehmännin, eine Liebschaft, die ihm viel Geld kostete, welches er bey seinen eignen dürftigen Umständen kaum hatte, und doch ziemlich verschwenderisch herbeyschafte und aufwendete. Aller dieser Umstände wegen, hielt man ihn damals schon für einen Juden, welches er aber nicht, oder noch nicht förmlich war. Im Jahr 1743. am 6ten Septemb. starb sein grosser Gönner, der Kanzler von Ludewig, mit dessen Tod er fast alle Hoffnung und günstige Aussichten verlohr. Die philosophische Fakultät untersagte ihm sogleich die Lectionen, die er, vom Ansehen des Kanzlers unterstüzet, bisher hielt. Er entschloß sich daher, Magister zu werden, um seine Lehrstunden ungehindert fortsezen zu können. Man gab ihm zwar diese Würde; aber weil er sich nicht habilitiren und pro loco disputiren wollte, indem er bey seinen Umständen die Kosten scheute, so untersagte man ihm die Lehrstunden, die er halten wollte, noch ferner. Er kam zwar 1744. im Octob. auf eines Freundes Empfehlung, vermuthlich als Hofmeister zu einem Baron von Uterot, und

erhielt von demselben freye Stube und jährlich 80. Rchsthl. Diese für ihn beträchtliche Unterstüzung kan aber nicht lange gedauert haben, indem er schon im Februar 1745. von Halle weg, und zu dreyenmalen nach Jena gieng, um daselbst seine Unterkunft zu suchen; immer iedoch, und endlich nach einem halben Jahr wieder zurück nach Halle kam. Nun blieb er noch bis ins vierte Jahr allhier, gab in der Stille Privat-Unterricht, und nährte sich auf allerley Art, unter andern, machte er Wein von Cubeben, den er um vier Groschen verkaufte, und bisweilen so häufig absezte, daß er nicht genug brauen konnte. Um diese Zeit wurde ich mit ihm bekannt. Schon vor mir hatten meine Landsleute, der seel. Doct. und Prof. Riederer, und der Diakonus Münch, bey ihm rabbinisch gelernt, und mein nachmaliger Schwager, der Prof. Bernhold, hat mich an ihn gewiesen. Ich nahm auch eine Stunde bey ihm, und las ein Stück der Mischna. Durch eine geheime Gesellschaft, von der ich unten reden werde, kam ich in engere Verbindung mit ihm, die bis an sein Lebens-

ende dauerte. Er bekam wieder eine Hofmeistersstelle bey einem allda studirenden Memmingischen Patricius, Hartlieb genannt von Walsporn. Für diesen seinen Eleven verfertigte er dessen Inaugural-Disputation, womit derselbe Licenciat der Rechte wurde, und opponirte ihm dabey. In dieser Stelle aber, und durch seinen noch immer unbeugsamen Kopf, und die eignen Grundsätze, die er mit Gewalt behaupten wollte, verwickelte er sich in große Verdrüßlichkeiten, die ihn endlich von Halle wegtrieben. Er sollte für seinen iungen Herrn eine gewisse Summe Geldes erlegen, und mußte deswegen bey dem Prorector vor dem Concilium öffentlich angeloben. Er that es, schickte aber das Geld an den Vater zurück, lies seinen iungen Herrn nach Hause gehen, und begab sich selbst heimlich von Halle weg. Man hielt dieses von Seiten der Universität für eine böߟliche Entweichung und Entwendung des Geldes, auf welches Brenk angeloben mußte; er wurde also öffentlich citiret, und da er nicht erschien, auf beständig relegiret, welches er erst in Holland erfuhr. So endigte

digte sich seine akademische Laufbahn, und die lange Zeit von 27 Jahren, in der er sich auf Universitäten herumgetrieben hat, war endlich aus. Es ist sonderbar genug, daß sich ein Mann von Jahren diesmal aus blossem Eigensinn, so wie vorher um allzufreyer Studentengrundsäze willen, relegiren lassen mußte, er achtete aber auch alles dieses, und besonders die Hallische Relegation, gar nicht.

Drittes Kapitel.

Seine Reisen.

Ausser den verschiedenen Reisen, die er von einer Universität zur andern und bald ins Vaterland, bald da, bald dorthin, gemacht hat, will ich hier einiger Haubtreisen gedenken, die er bald aus Freundschaft, bald um seinen Unterhalt zu finden, unternahm. Zuerst gieng er 1732. mit einem gewissen S. aus Augspurg nach Wien. Er half ihm zu Halle, wo er Schulden wegen bekümmert

war, mit seinem Abschiedswechsel durch, und nahm diesen in seine Verwahrung und Aufsicht. Es ist nicht der Mühe werth, zu erzehlen, daß dieser S. schon unterwegs zu Prag und nachmals zu Wien, undankbar gegen ihn handelte. Er versprach Brenken, zu Wien das Reisegeld zu seiner Rückkehr zu verschaffen; indem er aber inzwischen katholisch geworden, war er leichtsinnig genug, Brenken stecken zu lassen, und dieser sah zwar vieles zu Wien, und fand verschiedene Freunde und Bekannte, die ihn unterstüzten, mußte aber endlich doch ohne Bezahlung und Abschied Wien verlassen, und die Rückreise von so vielen Meilen durch Oesterreich, Mähren, Böhmen und Sachsen mit 22½ Kr. machen. Klägliche Reise — sagt er selbst! Mit Freuden war ich in Wien eingegangen, mit Weinen mußte ich ausgehen. Das Flehen meines Freundes, seine Freundschaft und seine Versprechungen hatten mich nach Wien gebracht; seine Härtigkeit, seine erkaltete Liebe, seine entzogene Hülfe, stießen mich wieder hinaus. Unterwegs hielt er sich so lang es möglich war an die Klöster; da

aber

aber diese ein Ende nahmen, war der Weg bis nach Leipzig, wo er Freunde antraf, sehr traurig für ihn. Hier aber wurde er gespeiset, beherberget, mit einem Paar Schuhen und 6. Groschen beschenkt, und gieng nun mit vollem Vergnügen auf Halle zu.

Im September des Jahrs 1734. unternahm er die zweyte Reise nach Wien. Schmeizel hatte ihn nach Siebenbürgen empfohlen, und ihm 30. Rthlr Reisegeld gegeben, wovon er gleichwohl 5. Rthlr an einem gewissen Doctor Papay aus Siebenbürgen sogleich verlehnte, die er zu Wien oder in Siebenbürgen wieder erhalten sollte. Mit seinen noch übrigen 25. Rthlr zog er über Jena, Saalfeld, Coburg, Bamberg und Nürnberg. Er war schon über diese Stadt hinaus, als er wieder zurükkehrte, um von seiner dahin eilenden Mutter Abschied zu nehmen. Er reiste mit der Post der Kutsche nach Regenspurg nach, und gieng von da zu Wasser nach Wien, wo er sich fast ein Monath lang verweilte. Unterwegs hatte er genug Ebentheuer, und zu Wien wieder allerley gesehen. Ich führe davon nur ein einziges Stück an.

In dem Kapuziner-Kloster zu Wien, wo die Kaiserliche Gruft ist, wieß man ihm in dem Schaz und unter den vielen heiligen Reliquien auch zulezt den lebendigen Teufel, welcher in einem hellen gelblichten Stein wie Cristall, einer Pyramide gleich, eingeschlossen war. Er war eines halben Fingers lang, ganz schwarz, ungestalt und hatte ein fast menschliches Angesicht, und hinten einen Schwanz. Er bewegte sich in diesem geschliffnen Cristall, woran gar keine Oefnung war, dadurch er konnte hineingebracht worden seyn. Der Kapuziner versicherte mit vielen Betheurungen, daß er einst aus einem Besessenen durch den Exorcismus sey ausgetrieben worden. Von seinen mancherley Bemerkungen und Erzehlungen, scheint mir die am interessantesten, die er von dem Prinzen Eugen meldet. Wer bey demselben etwas anzubringen oder zu betreiben hatte, mußte erstlich zu dem Kriegsagenten gehen; von diesem wurde er an den Kriegs-Raths-Referendar empfohlen, von demselben an eine gewisse Stratmännin gewiesen, welche des Palfi Ungarischen Kanzlers Graf P. hinterlassene

Ehe-

Ehefrau war; wann diese gewonnen wurde, war die Sache richtig, und mußte dem Hofkriegsrath ein Memorial übergeben werden, wovon aber der Prinz schon wußte, und solches unterstüzte. Daß alle diese Instanzen Geld gekostet haben, versteht sich von selbst. Inzwischen war Eugen des Kaisers treuester Minister, und wurde von dem Volke in Wien ausserordentlich geliebet.

Die erwünschteste Bekanntschaft, die er zu Wien machte, war mit dem Kaiserlichen Leibarzt Garelli, an welchen er von Dr. Schulz zu Halle empfohlen war. Anfänglich schien es nicht, als ob sich dieser berühmte Mann mit Brenken abgeben wollte. Er ließ ihn zuerst bald wieder von sich gehen, nach acht Tagen aber wieder aufsuchen und ihm in Beziehung auf den Inhalt seines Empfehlungsschreibens Gerechtigkeit wiederfahren. Er zeigte ihm einige hebräische Bücher, und hielt mit ihm eine weitläuftige Unterredung von dieser Sprache, die er für sich ohne einigen Lehrmeister so weit erlernet zu haben versicherte, daß er fähig seye, nicht allein die hebräische Bibel, sondern

auch einige Rabbinische Schriften zu verstehen. Weil Garelli auch Kaiserlicher Bibliothekar war, so gab er Befehl, daß man Brenken nicht allein den Kaiserlichen Bücher-Schaz mit allen seinen Seltenheiten, sondern auch seine eigene damals nahe an der ersten stehenden Bibliothek zeigen sollte. Von Verwunderung und Dank erfüllt, sah Brenk beydes, rühmte den vortreflichen Garelli und Dr. Schulzen, der ihn so gut addressiret hatte.

Lange wußte aber Brenk nicht, wie er an den Ort seiner Bestimmung kommen sollte, indem seine 25. Thlr, wie leicht zu erachten, bis auf den lezten Heller verzehrt waren, und weder Geld noch Gelegenheit da war, weiter zu reisen. Endlich bekam er von dem Siebenbürgischen Agenten 5 Ducaten Reisegeld, und gieng mit einem Heyducken-Haubtmann Csanady nach Ungarn ab. Es wurden ihm 3 Stücke empfohlen, die er beobachten sollte, um sich bey seiner Principalschaft in Achtung und Gunst zu sezen. Erstlich der Schein des Geizes, das ist, er sollte in allem sehr sparsam seyn;

zweitens, der Schein des Hochmuths, d. i. er sollte sich mit den Bedienten nicht gemein machen; drittens, die Enthaltsamkeit, er sollte sich nehmlich mit keiner Frauensperson einlassen. Die zwo ersten Regeln, welche in seinem Charakter lagen, mag er genau beobachtet haben; aber an der leztern mochte es fehlen. In Ungarn sah er sich viel und lange um, und genoß überall die bekannte Gastfreyheit dieser Nation. Doch stund er auch auf dieser Reise vieles aus. Er mußte mehrmalen unter freyen Himmel auf dem Schnee mit Stroh bedeckt schlafen, und einst sich sogar im Schnee waschen, und ein Hemd anziehen, welches ihm selbst bey seinem abgehärteten Körper fast unerträglich war. Am 10ten Septemb. langte er endlich zu Heermanstadt an, als woselbst der Baron Szentkereszti eben auf dem Landtag war. Der eigentliche Ort seines Aufenthalts, und der Bestimmung unsers Brenkens war Clausenburg. Der Baron war der erste Geheime Gubernialrath in dem Siebenbürgischen Gubernio, welches das vornehmste Collegium ist, wodurch das ganze

Land

Land regiret wird. Er war schon über 100 Jahre alt, reiste aber noch beständig umher, blieb ganze Tage auf der Jagd, und campirte mit der Familie, Küche und Keller, unter freyen Himmel. Eine Lebensart, die vollkommen nach dem Geschmack unsers Brenks eingerichtet war! Er iagte in den Gebürgen, schoß Vögel, fieng Fische und Krebse, und gerieth dabey einst auf den Gedanken, daß es möglich sey, Städte und Dörfer in diesen Gegenden anzulegen. Der große Umfang der Walachischen Gebürge, das weitläuftige ungebaute Land, die darin befindliche besondere Fruchtbarkeit des Erdbodens, die Menge des vorhandenen Wildes, und der fischreichen Bäche, machten ihm Hoffnung, daß sich eine große Menge Menschen und Vieh in diesen leeren Gegenden ernähren könnten. Er kam auf den Einfall, bey dem Kaiser um die Erlaubniß anzuhalten, daß er unter dessen Schuz daselbst eine Kolonie anlegen, und über selbige der Oberherr seyn dürfte. Vierzig Jahre lang gieng er mit diesem Gedanken um, und hatte nach seiner Rückreise nach Deutschland das Proiect

nur

nur dahin geändert, daß er auf den karpathischen Gebürgen, die sich an der Walachey, Moldau, Polen, bis nach Mähren erstreckten, ein Königreich errichten wollte. Er warb im Ernste dazu, und reiste auch zu dem Ende nach Holland, wo er mehr Kolonisten, als in Deutschland zu finden hofte, aber doch nur zwo Personen antraf, einen entwichnen Kapuziner-Mönch aus dem Köllnischen und einen andern, der sich nicht zu erkennen gab, welche beyde mit ihm in Gesellschaft tretten, und nach seinem Entwurf auf den besagten Gebürgen Besitz nehmen, und für die Vermehrung und Bevölkerung der Kolonie sorgen wollten. Ich und andere Freunde, die er öfters einlud, lachten ihn aus, oder stellten ihm das Unthunliche und Mißliche dieser Unternehmung im Ernste vor; aber immer vergeblich. Noch im sehr hohen Alter, da er selbst den Gedanken fahren lassen mußte, ergözte er sich wenigstens noch an seinem Plan.

Sein Eleve ward der Enkel des alten Barons, ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren, den er in verschiedenen Wissenschaften, und

in

in der französischen Sprache zu unterrichten hatte. Gegen zwey Jahre dauerte dieser Unterricht und sein Aufenthalt in Siebenbürgen. Er machte sich daselbst noch allerhand besonders iuristische Beschäftigungen und schrieb unter andern: Eine rechtliche Deduction in einer Testaments-Sache. Es starb der alte Baron, und Brenk reiste zu Ende Augusts 1736. von Clausenburg ab. Er gieng mit einem Studenten unitarischer Religion, mit 3 Pferden, und einem leibeigenen Jungen nach Ungarn ab, fand anfänglich überall die berühmte Gastfreyheit, und lies seine Pferde auf die Weide gehen. Am Ende fehlte es, und es wurde ihm in einigen Dörfern von dem Dorfsrichter zwar Nachtquartier angewiesen, und Heu, Haber, und Essen verschaffet; aber er sollte dafür bezahlen. Weil er, der Gastfreyheit gewohnt, solches nicht thun wollte, lief man ihm nach, und fiel seinem Pferden in den Zaum, weswegen er sich mit Drohungen und gezogenen Degen den Weg zur weitern Reise bahnen mußte. Oefters stieß er auf Zigeuner, kam aber ganz gut mit ihnen aus,

und

und gelangte endlich durch Mähren, Böhmen und Sachsen, im October wieder nach Halle. Seinen unitarischen Reisegefährten Herrn Palfy brachte er nach Leipzig, und verdingte ihn daselbst bey einem Kaufmann nach Holland.

Viertes Kapitel.

Seine Versuche und Gelegenheiten unterzukommen und Beförderung zu erhalten.

So frey und unabhängig **Brenk** leben wollte, und so sehr er bey seinem Projecte der Kolonie von einem Oberherrn und König träumte, der er werden wollte; so versuchte er doch theils vorher, theils nachdem er schon also träumte, angestellet und befördert zu werden. Manchmal schien sich auch eine gute Gelegenheit zu dieser Absicht darzubiethen. Die vortheilhafteste schien der Kanzler **von Ludewig** zu geben, der ihm

eine

eine Profession zu Halle verschaffen, und ihn bey dem König zu dem Professor iuris hebraici vorschlagen wollte, auch, nach der Liebe gegen Brenken in dem Ansehen, in dem er selbst stunde, solches gewiß durchgesezt haben würde, wenn Brenk sich nur einigermassen zu einer andern Lebensart bequemt, und sich bey den übrigen Professoren zu Halle beliebt gemacht hätte. Ludewig wollte ihn auch deswegen nicht nach Siebenbürgen gehen lassen, und versprach ihm, sehr ernstlich, für ihn zu sorgen, verschafte ihm auch einstweilen die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, ohne noch eine akademische Würde zu haben; und er übte diese Freyheit ungestört bis an des Kanzlers Tod aus, mit dem sich aber alles änderte.

Bey dem Herrn von Münchhausen lies er sich durch Juden empfehlen, um als Professor Linguarum zu Göttingen angestellt zu werden; es wurde aber eben so wenig daraus, als aus dem Versprechen des Doctor Hannesen, der ihm zum lector linguae hebraicae mit einem jährlichen Gehalt behülflich seyn wollte. Zu Anspach wollte man ihm, als

als er sich im Jahr 1737. daselbst aufhielte, die Stelle eines Inspectors der Tische auf dem Gymnasium geben, die er aber nicht annahm. Auch gaben die Präceptoren am Gymnasium eine Bittschrift dagegen ein, mit der Aeußerung, daß sie besorgt wären, bey ihm nicht in Ruhe leben zu können. Durch sein übereiltes Betragen gegen einen Lieutenant zu Anspach, welches ich oben erzehlet habe, brachte er sich überhaubt um eine Beförderung in diesem Fürstenthum, und man suchte seiner durch das Reisegeld und durch Empfehlungsschreiben, die man ihm gab, loß zu werden. Zu Jena, wo er 1745. etlichemal war, scheint er bey dem Professor Reusch eine Stelle auf der Universität zu Erlangen gesucht zu haben, welche dieser ihm aber schwehr machte. Als er 1751. aus Holland zurück kam, wollte er sogar einen evangelischen Schuldienst zu Roßstall im Anspachischen, annehmen, wozu ihm sein Freund, der Prodechant und Pfarrer daselbst, Wolfshofer, zu verhelfen, und noch dazu jährlich 25 fl. zu geben versprach, ausser Zweifel in der Absicht, daß Brenk die Information sei- S. 44.

nes Sohnes dabey übernehmen sollte. Es wurde aber, zum Glück der Schule, und zur Ehre Brenks, aus der Sache nichts. Zu Kriegsdiensten hatte er keine sonderliche Neigung; sie waren seiner großen Freyheitsliebe zuwider, und er zu nichts weniger, als zur Subordination, geschikt: er hat auch deswegen einen Dänischen Werber zu Altona, der viel Geld an ihn wendete, und ihn zu haschen vermeynte, bey der Nase herumgeführt, und sich endlich losgerissen. Doch wollte er nicht nur eine Auditeur-Stelle in Sizilien annehmen, sondern schrieb auch, da er sich zu Marburg aufhielt, an einen gewissen General Danop, und suchte bey ihm um eine dergleichen Stelle an. Endlich erhielt er zu Nürnberg, was ich am wenigsten vermuthete, das er annehmen und sich dazu schicken würde, den Posten eines Legations-Secretairs, den er lange, und zulezt auch ohne Gesandschaft, allein bekleidete, bis er sich endlich selbst, durch seine gewöhnliche Hitze darum brachte. In den lezten Jahren seines Lebens, blieb nichts anders für ihn übrig, als die iuristische Praxis, die er an

ver-

verschiedenen Gerichtstellen bald mit Beyfall, bald unglücklich trieb, weil er sich seiner Partheyen zu heftig annahm, und mit den meisten Rechtssprüchen, dem Betragen der Richter, und den Gang der Prozesse unzufrieden war. Der allerlezte Gedanke, der iedoch, wie ich glaube, nur flüchtig bey ihm entstund, scheint der gewesen zu seyn, die durch Nagels Tod erledigte Profession in Altdorf zu erhalten. Wenigstens fragte er bey mir an: wie die Vocation dazu zu bekommen wåre. Ich antwortete ihm: daß es mit der hebräischen, chaldäischen und rabbinischen Sprache nicht gethan sey, sondern man mehrere morgenländische Sprachen verstehen müsse, und daß bereits ein würdiger Mann zu Nagels Nachfolger erkieset sey; und hiemit lies er seinen Gedanken fahren.

Fünftes Kapitel.

Die geheime Gesellschaft, oder der Orden, deren Vorsteher er war.

Ich habe nicht erfahren können, ob er von einer gewissen Geheimen Gesellschaft selbst der Stifter, oder nur deren Vorsteher gewesen ist. Das erstere war mir wahrscheinlich, und ich sah den Orden als eine Finanzquelle an, aus der er schöpfte, ohngeachtet er solches standhaft verneinte, und sich nur als das Oberhaubt des Ordens zu Halle zeigte, doch aber nie den Ursprung und den Stifter dieses Ordens entdeckte. Vermuthlich war er einer der ersten und ältesten der akademischen Orden, die nachmals die Universitäten wie ein Strom überschwemmten, und zu vielem Unheil und zu lauten Beschwerden Anlaß gaben. Auch mag er eine Nachahmung der Freymäurerey gewesen seyn, die Brenk im übrigen gar nicht begünstigte, und ihr deswegen, wenigstens meiner Vermuthung nach, diesen seinen Orden entgegen setzte. Er brachte mich in denselben, da ich

zu Halle war, und ich ließ michs nicht gereuen, in eine Gesellschaft getretten zu seyn, in der ich vieles lernte, und mit einigen würdigen Personen bekannt wurde. Doctor Häusler, der nachmalige Professor der Rechte zu Halle, ein Baron von Thüngen, verschiedene von den französischen Flüchtlingen, die zu Halle ansäßig waren, und einige artige Studenten, traf ich als Gesellschafter an, und mit Brenken selbst errichtete ich von der Zeit an eine enge Freundschaft, die bis an seinen Tod dauerte. Ich hatte das Glück, etwas über ihn zu vermögen und seine Achtung zu gewinnen. Von der Gesellschaft selbst muß ich etwas sagen, weil sie ihm, wenn er ihr Stifter ist, Ehre macht. Ihr Name war ein Geheimniß, und man durfte ihn selbst in Ordenssachen nicht ausschreiben, sondern nur mit wenigen Buchstaben anzeigen; dadurch sollte verhütet werden, daß man ihr nachfrage, oder viel von ihr spreche. Die Glieder hatten gewisse Zeichen, woran sie einander kannten, fast auf Art der Freymäurer, und auch eine geheime Schrift. Der Endzweck der Gesellschaft konnte jeder-

mann gesagt werden; es war kein geringerer, als die Menschenkenntniß. Die Mittel, die man dazu anwendete, waren Philosophie, Erfahrung, Physiognomie, Chiromantie, u. d. g. Es wurden Vorlesungen gehalten, und darüber geurtheilet. Wir physiognomisirten so gut und so schlecht, als Lavater, lange vor ihm, und unser Vorsteher sagte uns viel von der Wichtigkeit der Chiromantie vor, das aber kaum einer von uns achtete, ohngeachtet er es systematisch vortrug und auf alle Weise wahrscheinlich zu machen suchte, besonders durch eine kleine Sammlung von gezeichneten Händen, unter andern der zum Tode verurtheilten Verbrecher. Man verzeiht ihm diese Schwachheit, wenn man weis, daß über die Chiromantie noch im vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderte Vorlesungen auf Universitäten sind gehalten, und viele Bücher geschrieben worden. Die wichtigste Art der Menschenkenntniß, das γνῶθι σεαυτόν, wurde auf eine sehr rühmliche Weise, wiewohl mit einem herben Mittel, in der Gesellschaft befördert. Ein iedes Mitglied mußte bey Versammlungen in der Reihe, wie die

Ordnung es traf, abtretten und die übrigen Mitglieder fällten über des Abgetrettenen Charackter, gute und böße Eigenschaften ein vollständiges geheimes Urtheil, welches schriftlich verfasset, und dem Beurtheilten zugestellet wurde. Es war nicht erlaubt, etwas dagegen zu äußern, oder einzuwenden, wenn sich nicht etwa beleidigende Unwahrheiten, oder würkliche Injurien, mit eingeschlichen häten. Die Absicht war blos Selbstprüfung und Besserung. Ich erinnere mich, und zwar iezt mit Vergnügen, was mir zum erstenmal für ein Spiegel vorgehalten wurde, in welchem ich mich noch nicht beschauet habe. Ich lernte mich auf einer Seite kennen, die ich noch gar nicht kannte, und bin wirklich aufmerksamer auf mich, klüger und behutsamer gemacht worden. Dies war der Wahlspruch des Ordens: Prudentia, Amore, Experientia; mit Klugheit, Liebe und Erfahrung. Als ich von Halle weggieng, erhielt ich eben den Grad des Ordens, den unser Vorsteher hatte, und ich sollte, nach dessen Meynung und Ermunterung, den Orden in meinem Vaterlande, oder an andern Orten errichten,

wozu er mich um so mehr ermahnte, weil ich die Philosophie trieb, manches in der Gesellschaft und unter seiner Anweisung, besonders das Deschifriren, gelernet habe, wovon ich nachgehends mir und andern bisweilen nützlich und angenehm gewesen bin. Den Orden aber zu errichten, hatte ich keine Lust und bekam mit der Zeit ganz andere Grundsätze, die mich davon abhielten, und andere Mittel darbothen, die Absicht des Ordens zu erreichen. Er selbst aber, unser Brenk, mag denselben auch noch in hiesigen Gegenden verbreitet haben, wie ich denn weis, daß er zu Nürnberg einen mir bekannten Geistlichen aufgenommen hat. Ich schließe das erstere aus der Entscheidung eines Mißverständnisses, welche eine ausserordentliche Zärtlichkeit gegen die Katzen unter zweyen Verlobten erreget, und die er im Namen der Gesellschaft in seinen allgemeinen oekonomischen Nachrichten, von S. zu O. aus 1753. datirt, hat eindrucken lassen. Ohngeachtet ich mich nun mit der Gesellschaft, meiner nachmaligen Umstände wegen, gar nicht mehr einlies, so unterhielt ich doch den Brief-

wechsel, und eine vertrauliche Freundschaft bis an seinen Tod mit ihm; ia leztere ist kurz vor demselben bey einem unvermutheten Besuch, den er mir gab, erneuert und, wenn es möglich gewesen wäre, verstärket worden. Was ich aus einer Stelle seines Tagebuchs machen soll, in der er sagt, daß er 1751. nach seiner Rükkehr aus Holland dem Prodechant Wolshofer ein Patriarchats-Diplom in Jerusalem überbracht habe, weis ich bis daher nicht. Wenn sie in unsern Tagen geschrieben wäre, würde ich ohne Bedenken auf eine andere geheime Gesellschaft und ein Ordens-Clericat rathen, so sich aber mit den damaligen Zeiten und den Umständen unsers Brenks durchaus nicht reimet. Wo es also nicht ein freundschaftlicher Scherz gewesen ist, der mir iedoch viel zu trocken unter lauter ernsthaften Bemerkungen dasteht, so kan ich auf nichts rathen, und überlasse die Enträzlung einem andern seiner Freunde und Bekannten.

Sechstes Kapitel.

Seine Reise nach Holland, und der Uebergang zur jüdischen Religion.

Ich komme auf die wichtigste Periode seines Lebens, und die auffallende sonderbare Begebenheit, daß er sich würklich beschneiden lies. Zu Halle, in den lezten Jahren seines Aufenthalts daselbst, galt er schon für einen Juden, ohngeachtet er sich noch immer zu den Christen hielt. Schon 1745. aß er in der jüdischen Ostern kein Gesäuertes mehr. 1746. versprach er, sich beschneiden zu lassen, und zwar zu Amsterdam unter den portugiesischen Juden. Er hielt heimlich den Sabbath mit, gab Almosen und fastete für seine jüdische Geliebte, da dieselbe krank war, gelobte auch alle Jahre an dem Gedächtnißtag ihrer Genesung, Arme zu speißen und zu kleiden. Alles dieses that er im geheimen, ohne daß ich und andere seiner Freunde es merkten und seine Neigung zu der Jüdin, Jungfer **Lehmännin**, für etwas anders, als ein flüchtiges Liebesebentheuer, hielten,

gleichen es zu Halle mehr gab. Endlich gieng er im Jahr 1749. wirklich nach Holland ab. Wie er von Halle wegkam, ist oben erzehlt worden. Er reiste über Quedlinburg, Halberstadt, Blankenburg, Magdeburg, Hamburg, wo er immer bey Juden logirte, an die er von Halle aus gute Addreßen und Empfehlungen hatte, setzte sich zu Altona auf das Schiff, und kam den 15. October zu Amsterdam an. Bald fand er einen jüdischen Mann, der ihm seine Dienste und Hülfe mit ganzer Redlichkeit und Klugheit, die er von ihm rühmte, anboth und dem er sein Vorhaben anvertraute. Er selbst und sein Rathgeber machten in kurzen Ernst aus der Sache, und **Brenk** lies sich in der That schon am 25. October in einer Versammlung von 10. jüdischen Männern durch Rabbi Jehuda Löw beschneiden, bey welcher Handlung noch zween portugiesische Beschneider zugegen waren. Von dieser Zeit an schrieb er sich Jochanan **Brenk** mit Auslassung des einen christlichen Namens, den er iedoch nachmals wieder annahm. Währender Cur versahen ihn die Juden mit täglichen

lichen Essen, Wein und Confect, bis er endlich zur Reinigung vor 3. Leuten in's Wasser gieng. Nach gänzlich vollendeter Heilung ist er am 12. December das erstemal wieder ausgegangen. Man kan sich einbilden, daß die Juden, die inzwischen doch etwas wagten, an diesem Proselyten Freude hatten, und ihn möglichst unterstüzten. Er bekam Kleidung und 80 fl. an Geld; ja sie bewilligten und versicherten ihn auf ein ganzes Jahr wöchentlich 2 fl.

Was ihn zu diesem ausserordentlichen und schröcklichen Schritt, zumal bey den Jahren, die er schon auf sich hatte, gebracht hat, ist schwehr zu sagen. Es müssen vielleicht mehrere Ursachen zusammengenommen werden, die ihn endlich ganz haben bestimmen und überwältigen können. Sein früher Umgang mit Juden; die Liebe zur jüdischen Gelehrsamkeit, in der er so viel gethan hat und die ganz nach seinem Geschmack war; die besondere Verehrung des Mosaischen Gesetzes, und des ganzen alten Testamentes; Mangel und Dürftigkeit, womit er immer kämpfte, und die Verzweiflung, seine Unterkunft nach

so vielen vergeblichen Versuchen bey den Christen zu finden; endlich die gar heftige Leidenschaft, die ihn an eine geliebte Jüdin heftete, von der er bereits das Ja-Wort erhalten, und bey deren Vater und Mutter er um sie angesuchet hat, die er aber als Christ nicht heyrathen konnte: alle diese Gründe zusammen können ihn zu einer der unglücklichsten Entschließungen verleitet haben.

Inzwischen machte er in jüdischer Gesellschaft verschiedene Excursionen nach Harlem, Haag, Utrecht und Leiden. Die Juden unterstüzten ihn auch auf andere Art, und verschaften ihm gute Informationen. Dabey brachte er sich mit der Medizin fort, von der er etwas gelernet, so wie überall gute wirksame Heilmittel und Rezepte gesammelt hat. Die Helfte des Profits davon sicherte er seiner Lehmännin zu, der er auch von Holland aus immer Geld schickte. Ueber anderthalb Jahre brachte er in Amsterdam zu, und es scheint, es seyen die Juden endlich seiner, oder er der Juden, überdrüßig worden; denn er begab sich schnell wieder zu den Christen, und beyde Theile,

er

er und die Juden, verhehlten seine Religionsveränderung. Ich glaube fast nicht, daß iemand etwas zuverläßiges von derselbigen gewußt habe, als der Professor Seip zu Göttingen, der es Brenken bey einem Besuch daselbst hat merken lassen. Er reiste nehmlich den 23. April 1751. von Amsterdam über Ost-Frießland, Hannover, Göttingen, Minden, Cassel, Marburg, Giessen, Friedberg, Frankfurth und Hanau nach Burgsinn, woselbst er mit seinem Freunde, dem Herrn Baron von Thüngen, nach Ungarn gehen sollte. Weil dieser aber nicht zugegen war, und Brenk nicht auf ihn warten wollte, begab er sich über Darmstadt, Würzburg u. s. w. nach Nürnberg, wo er den 13. September ankan.

Siebendes Kapitel.

Sein Aufenthalt zu Nürnberg.

Schon lange hat ihn sein Freyheitssinn Lust gemacht, sich in dieser Reichsstadt nieder

der zu lassen, wo er ganz unabhängig leben zu können glaubte. Zuerst hielt er sich noch zu Anspach und in der herumliegenden Gegend auf, wo er Wolfshofern und seine übrigen alten Freunde besuchte. Auch mich vergaß er nicht, und kam ohngefehr nach Altdorf. Riederer, Bernhold und ich, seine Freunde und Schüler, nahmen ihn mit Freuden auf und dachten nicht daran, daß er von hier relegiret sey. Der damalige Rector der Universität war aufmerksamer auf ihn. Doch brachten wir es leicht dahin, daß Brenk, der selbst nicht zu bewegen war, mündlich oder schriftlich um die Aufhebung der Relegation anzusuchen, auf einen kurzen Besuch mit der Bedingung geduldet wurde, daß er sich still und untadelich verhielt. Dies that er auch, ohngeachtet ich von Herzen erschrack, da ich ihn bey einen öffentlichen Musikkranz ohngefehr mit Doctor Kirsten von Grävenberg, seinem ehemaligen Gegner, um dessen willen er hier relegiret worden ist, zusammen brachte. Allein das Betragen beyder Männer war anständig und edel; sie haben das alte gänzlich vergessen, und einander

herzlich

herzlich umarmet. Nach einem vergnügten Aufenthalt von etlichen Tagen gieng er nun nach Nürnberg und miethete sich eine Wohnung vor der Stadt in dem Anspachischen so genannten Vogels-Garten. Er lebte hier eine geraume Zeit kümmerlich, und täglich mit einer Landmünze oder 10. Pfennigen, wohnte unter dem Dache und konnte in dem strengsten Winter nicht heitzen, sondern erwärmte sich nur bey aufgemachten Fenstern an der manchmal hereinblickenden Sonne. Hier schrieb er seine ökonomischen Nachrichten oder eine Art von Intelligenz-Blat, womit er sich etwas, aber gar nicht viel, erwarb. Nach einem Jahr verbesserte er seine Umstände durch eine Heirath und wollte das Bürgerrecht in Nürnberg annehmen; da ihm aber selbiges abgeschlagen wurde, begab er sich nach Kloster Heilsbrunn, wo er 6. Wochen lang wohnte. Er kam bald wieder nach Nürnberg, verlohr seine Frau daselbst durch einen frühzeitigen Tod, erhielt aber dafür 1756. einen ihm sehr vortheilhaften Posten, indem er bey dem Hessen-Casselischen Kreisgesandten, dem Herrn von

Heimenthal allda, Sekretär wurde. Hier kam der Sonderbare zum Sonderbaren. Ich muß von diesem Manne eine Nachricht einschalten, die meinen Lesern nicht unangenehm seyn kan. Er hies von Geburt Ernst Friedrich Justin Heimreich, war zu Eisenach gebohren, und sein Vater war Medicus zu Coburg. Er selbst studierte auch Medicin, und zwar zu Jena, von wannen er hieher nach Altdorf kam, mit Brenken bekannt, und bey dem akademischen Jubelfeste 1723. der Arzneygelahrtheit Doctor wurde, nachdem er vorher de Pimpinella alba pro gradu disputiret hatte. Er gieng gleich Tags nach der damaligen sehr feyerlichen Promotion in aller Stille von Altdorf weg. Man wußte lange nicht, wo er hingekommen war, bis er endlich als Herr von Heimenthal zum Vorschein kam. Er ist in Schweden, in Polen, und zu Wien gewesen, wo ihn der Kaiser geadelt hat. In Schweden war er bey dem damaligen Könige Friedrich, dem Landgrafen von Hessen-Cassel, sehr in Gnaden, und dieser schickte ihn als seinen Residenten nach Nürnberg. Endlich wurde er Hessen-

Casselischer Kreisgesandter und spielte allerley Rollen. Er wollte die reiche Fräuln Thomasius, die Tochter des berühmten Gottfried Thomasius, heirathen und dann eine gewisse Jungfer Lochnerin, eine Buchhändlers Tochter, in deren Haus er lange wohnte. Er legte eine schöne Bibliothek und allerley Sammlungen, selbst von der Nürnbergischen und Patriziat-Geschichte, an, versetzte sich aber dabey in Schulden, und versprach der Jyngfer Lochnerin die Ehe, damit er in deren Hause bleiben konnte, weil ihn sonst nicht leicht iemand mehr eingenommen hätte. Indessen stieß ihm eine sonderliche Begebenheit auf. Der noch lebende H. v. W. lies sichs in den Sinn kommen, wenn Churfürst Friedrich August von Sachsen sterben würde, König in Polen zu werden. Sein Minister G. M. unterstützte diesen Gedanken, und sah den Herrn von Heimenthal als den geschicktesten Mann an, dieses Geschäfte zu betreiben. Dieser nahm auch wirklich den Auftrag an, und gieng nach Polen, nachdem er mit Geld unterstützet worden, sich mit mehrern Bedienten

versehen, und sehr ansehnlich equippiret hatte. Er reiste, um sein Vorhaben zu verbergen, über Regenspnrg, und war in Warschau so glücklich, oder so unglücklich, daß die Gegenparthey keinen andern Weg mehr wußte, als ihn auf die Seite zu schaffen. Man brachte ihm zu dreyenmalen Gift bey, das erste mal durch seinen eigenen Bedienten, einen Polacken, in Limonade. Zweimal gelang es ihm, das Gift mit Hülfe des Arztes aus dem Leibe zu bringen; das dritte mal starb er daran, und man hatte Mühe, ihn begraben zu können, indem die katholischen Studenten Unruhen gegen den ketzerischen Leichnam erregten, die selbst der Erzbischof nicht dämpfen konnte. Er wurde also Nachts in größter Stille auf den Lutherischen Kirchhofe begraben. Seiner Braut, der Jungfer Lochnerin, schickte er zum öftern aus Polen Geld, und nach seinem Tod kam seine ganze Verlassenschaft, unter andern eine große Kiste mit Silber, hieher nach Nürnberg. Lochnerin als Braut sowohl, als auch eine Schwester des Verstorbenen, machten Anspruch daran, aber keine

bekam etwas. Ein dritter, der Herr v. B. hatte eine beträchtliche Schuldforderung an den Herrn von Heimenthal, erlangte daher Arrest auf das Silber, und bekam es endlich in Besitz. Andere Habseeligkeiten, besonders Schriften und die Bibliothek, blieben der Jungfer Lochnerin, wurden aber auf eine elende Art zerstreuet, und dieses vorhin sehr wohlhabende Frauenzimmer starb in den kärglichsten Umständen. Weil Herr von Heimenthal sich von dem Hessen-Casselischen Hofe nicht beurlaubet, und nur eine kleine Reise vorgeschützet hatte, indessen aber zu lange ausblieb, und endlich gar starb, wurde Brenk wirklicher Legations-Secretär, und vertrat die Stelle des Gesandten. Seine Brauchbarkeit und Rechtschaffenheit machte dem Posten Ehre, aber seine Eigenheit fiel manchmal ins übertriebene und lächerliche. So erschien er bey dem Tode des Landgrafen Wilhelms 1760. im schwarzen Trauerkleide mit Pleureußen, und dem Flor auf dem Huth, aber mit dem Jenaischen Raufdegen und den messingen Schuhschnallen bey der Kreisversammlung,

und vertheidigte diesen auffallenden ungalanten Contrast damit, daß er zwar Tuch und Flor, aber keine Trauerschnallen und schwarzen Degen vom Hofe bekommen habe. Er würde demohngeachtet vielleicht noch lange bey diesem Gesandtschafts-Posten geblieben seyn, wenn ihn nicht eine ausserordentliche Begebenheit darum gebracht hätte. Es kam in dem 7iährigen Krieg unter andern Geiseln auch der Director der Hallischen Universität, der Geheime Rath Flörke, hieher nach Nürnberg und in dem Hause der Jungfer Lochnerin zu wohnen. Brenk mußte öfters in dem Hause hin und wieder gehen, weil noch vieles von des Herrn von Heimenthal zur Gesandschaft gehörigen Sachen daselbst aufbehalten, und er auch der Jungfer Lochnerin als Beystand bedienet war. Hier wurde er nun öfters von den Flörkischen Bedienten und einst 1762, so gröblich insultiret, daß er nach dem Degen grief und einen Bedienten scharf verwundete. Er selbst schnitt sich dabey mit seinem eigenen Gewehr, und trug einen lahmen Finger an der linken Hand davon. Aus der Sache wurde

viel Lärmen gemacht, Brenk lange mit Hausarrest belegt, und endlich von Cassel unter dem 24. Februar 1763. dimittiret, doch behielt er den Titel eines Legations-Secretärs bis an seinen Tod bey.

Nach diesem gieng er nach Anspach, wo er sich eine Zeitlang aufhielt. Nürnberg war ihm aber immer ein vorzüglicher Platz; er zog also nochmal dahin, und wurde wieder als Secretär angestellet, und zwar bey dem Chur-Bayrischen Gesandten, dem Baron von Schückher, einem gebohrnen Nürnberger, der katholisch geworden war. Er wohnte bey demselben in einem Garten vor dem Thor, und machte mit seinem Prinzipal der Stadt Nürnberg allerhand Zumuthungen und unangenehme Händel. Nach dessen allda erfolgtem Tod wandte sich Brenk nach Erlangen, woselbst es ihm aber am allerwenigsten gefiel. Er konnte nicht fortkommen, weil man ihn unter dem Vorwand, daß er nicht ordentlicher Advokat sey, vor Gerichten nicht practiziren lies, und weil er von einer Baase, die er bey sich hatte, bestohlen wurde. Er eilte also, was er konnte, von Erlangen

weg

weg zu kommen, wußte aber lange nicht wohin, bis sich eine außerordentliche und ziemlich günstige Gelegenheit für ihn ereignete.

Achtes Kapitel.

Sein letzter und längster Aufenthalt zu Schobdach, und sein daselbst erfolgter Tod.

Brenk war bereits in den Jahren, in welchen es immer schwehrer wurde, Amt und Unterkommen zu finden. Er hatte die dritte Frau genommen und gieng mit seinen Anspachischen Freunden lange zu Rath, wo er sich hinwenden sollte. Endlich schlug sich ein Frauenzimmer ins Mittel, und verschafte ihm einen beständigen Sitz, auf dem er sich zur Noth ernähren konnte. Eine Frau von der Lith, deren Eheherr Dechant zu Wassertrüdingen und Bruder des ehemaligen Brenkischen Stubenburschen, Herrn Hofraths von der Lith, war, eine wohlthätige und gelehrte, aber auch sonderbare Dame, die sich in

in Zweifeln und Untersuchungen über die rechte und wahre Religion ganz vertiefte, sorgte zuerst für ein Quartier, welches sie für ihn bezahlte, bis sie ihn zu Schobdach, einem nahe an Wassertrüdingen im Anspachischen gelegenen und nach Gailsheim gepfarrten Filial-Dorf, ein eignes Haus erkaufte und schenkte. Die Frau von der Lith starb bald nachher, und vermachte ihm das schon geschenkte und von ihm ruhig besessene Haus in ihrem Testamente, und zwar noch mit der beschwehrlichen Clausel, daß, wenn er es behalten wolle, er 50. fl. an einen gewissen Rabbiner, dessen Ehefrau bey der Frau von der Lith beständigen Zutritt hatte, bezahlen müsse. So wenig er solches schuldig zu seyn glaubte, da ihm das Haus bereits geschenket war, folglich nicht erst testamentlich verschaffet werden durfte, und so schwehr es ihm auch fiel, die 50. fl. aufzutreiben, oder zu missen, so bezahlte er sie doch ohne Weitläuftigkeit und wollte in keinen Prozeß verwickelt werden. Theils trieb ihn die Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin, die nicht verletzet werden sollte, an, solches zu thun,

theils

theils scheute er sich, wie ich glaube, vor dem Juden, der gar leicht durch die Weigerung und den Streit erhizt, eine Entdeckung hätte machen können, die Brenken nicht angenehm gewesen wäre. Hiemit wurde er zum zweitenmal rechtmäsiger Besitzer seines Häusgens, und erlangte auch durch eine an die Hochfürstliche Regierung zu Anspach gerichtete Bittschrift, daß ihm die jährliche Abgabe davon mit 5. fl. auf Zeitlebens erlassen wurde. Nun saß er ganz frey und unabhängig, seinen Wünschen und Planen gemäß, auf diesem seinen Gütgen. Er hatte einen Garten an dem Hause, in welchem er auf ein halbes Jahr Getraid und hinlängliches Gemüße baute. Dabey trieb er die juristische Praxis und advocirte, hatte aber nur vornehmlich den Winter über zu thun, weil die Landleute, wie er sagte, dann erst, aber nicht leicht im Sommer, Prozeß anfangen. Hievon hatte er einen geringen jährlichen Verdienst, der sich nicht höher, als auf 70. bis 80. fl. erstreckte, wovon er noch den 10ten Gulden für die Armen bey Seite legte und nie angrif, indem er dieses nach

göttlichen Gesetzen schuldig zu seyn glaubte. Von dem Ueberrest lebte er mit seiner Frau nothdürftig, gut und höchst zufrieden, vermied aber freilich allen unnöthigen Aufwand und die vielen selbst gemachten Bedürfniße, die wir in Städten und sonst haben. Er aß, wenn er zu Hause war, wenig Fleisch, und nur Gemüße und Mehlspeißen. Für seine Frau kaufte er bisweilen Fleisch. Diese fuhr mit dem Getraide, das er baute, selbst in die Mühle, um nicht betrogen zu werden; und um in allem zu sparen, lernte sie rasiren und bediente ihren Mann, dessen Perücke sie auch accommodirte. Ein Paar Jahre vor seinen Tod kam ein Erzbösewicht, sein ehemaliger Lehrling und Sohn eines alten guten Freundes, zu ihm, und flehte ihn, da er iezt ohne Brod sey, um Unterstützung an. Brenk gab ihm sogleich Quartier und den nothdürftigen Unterhalt, bemühte sich auch nebst seiner Frau, ihm Heirath und Dienst zu verschaffen. Nach seiner Frau Tod wird der Rechtschaffene von dem Verruchten, der seine Gelegenheit ersah, auf das schändlichste bestohlen. Alle seine ersparten Pfen-

ninge, etliche Goldstücke, fein Silber, saubere leinwandne Hemden, etwas vom guten Tischzeuch, und, was das schmerzlichste für ihn war; die ganze Summe der zum nöthigen Hausbau zusammen gelegten Gelder, raubte der infamste aller Diebe, den ich, seines Vaters wegen nicht nennen will, dem alten ehrlichen Manne, seinem Lehrer, seinem Wohlthäter, seines Vaters Freund.

Unglaublich ist die Fassung meines alten Freundes bey diesem gedoppelten Unglücke, dem Tod der geliebtesten Gattin, und dem drohenden Einsturz des Hauses, welches zu bauen er nun kein Geld hatte. Er ergab sich aber ganz der göttlichen Fürsehung und überzeugte sich, daß ihm alles dieses zum Besten dienen müsse. Um sich indessen zu zerstreuen, kam er im August dieses Jahrs 1788. hieher zu mir nach Altdorf auf Besuch, und zwar zu Fuß, und gieng auch am vierten Tage zu Fuß nach Nürnberg, und von da wieder nach Hause. Er erzehlte mir, daß er sein Unglück und den nothwendigen Hausbau dem Herrn Markgrafen, seinem Landesherrn, vorgestellet und von ihm die

gnädi-

gnädige Resolution an die Kammer erhalten habe: daß ihm eine Unterstützung von Baumaterialen und Geld zum Bauen gegeben werden solle. Die Kammer befiehlt an die Beamten, und diese geben ihm 5. Stämme Holz und 12. fl., mit welchem Geld er aber, so wie er versicherte, kaum die 5. Stämme fällen und heimführen konnte. Nun lies er eine Addresse an das aufgeklärte Publikum ergehen, mit dem Ersuchen, ihm 100. fl. in selbst beliebigen kleinen und ganz geringen Posten unverzinßlich vorzustrecken, die er nach und nach und in der Ordnung, wie er sie empfangen, heimzahlen wollte. Der gute Mann konnte nicht bitten und betteln und erhielt zwar einigen Vorschuß und Beytrag; aber ich zweifle, daß sein sonderbarer Einfall den Erfolg werde gehabt haben, den er wünschte und brauchte, und ich sorge, daß sein Zutrauen zu den Aufgeklärten bey einer noch so kleinen Summe dennoch zu groß gewesen seyn. Auch weis ich nicht, ob er den Bau wirklich unternommen habe. Es scheint die Fürsehung ihn dieser Sorge und Beschwehrlichkeit überhoben zu haben; er war

nahe

nahe am Ziele seines Lebens, starb wirklich den 21. November 1789., und wurde am 23. zu Gailsheim begraben. Keine eigentliche Krankheit raubte ihm das Leben. Er war alt, wurde schwach und zitterte schon lange, daß er kaum eine Theeschaale halten konnte. Doch wünschte er noch länger zu leben, zumal da er erst vor kurzem wieder eine junge Frau genommen hatte. Er starb also vor Alter, oder hörte vielmehr auf zu leben. In seiner lezten Krankheit sowol, als in seinen gesunden Tagen, war er nicht zum Communiziren zu bewegen, welches, da er einmal beschnitten war, von der Vestigkeit seines Charakters leicht zu erwarten war. Daß er manchmal in unsre Kirche gieng, und besonders bey seinem lezten Aufenthalt zu Schobdach die Predigt in Gailsheim mit anhörte, läßt sich sowol aus der eignen Religion, die er sich machte, als aus der absichtlichen Verhehlung seines Judenthums, leicht begreifen. Bey der Oefnung seines Leichnams und der Ocular-Inspection fand man das Zeichen der Beschneidung, die er, wie leicht zu erachten, sorgfältig verheimli-

chet

chet hat. Nicht gar erreichte er das Alter seiner Mutter; doch stund er bereits im 86sten Jahre seines Lebens, und es ist unglaublich, was er noch in diesem hohen Alter unternommen und gewaget hat, indem er noch Prozeße führte, weite Märsche zu Fuß machte und sich die vierte Frau, eine Person von wenigen 20. Jahren, beylegte.

Neuntes Kapitel.

Von seinen Verheirathungen.

So finster Brenk aussah, so war er doch kein Feind vom andern Geschlechte, etwa manchmal zu seinem Schaden ein zu warmer Freund desselben, und dabey sehr ehelustig. Sein erstes Liebesverständniß, von dem ich Nachricht finde, hatte er mit einer gewissen Illunka in Siebenbürgen, mit der er sich 1736. ehelich versprochen; und das andere im folgenden Jahre, da er bey seiner Mutter zu Roth war, mit einer gewissen Jungfer Leitsmännin, die ihm gegen den Ehever-

sprüch

spruch allerhand Gunstbezeugungen erwieß: er heirathete aber keine von diesen Personen. Nach ihnen fesselte die iüdische Lehmännin ganz sein Herz, und er gieng nicht nur zu Halle, da er noch Christ war, sehr vertraut mit ihr um, sondern schickte ihr auch von Holland aus Geld auf die Ehe, und begehrte sie mit dieser iüdischen Formel, die ich in einem Briefe seines Tagebuchs finde, zum Weibe: **Du sollst mir mit diesem Gelde verlobet seyn zu einer Frau.** Ich begreife nicht, warum er, zumal nachdem er sich beschneiden lies, die Lehmännin, auf die er zu Halle und Amsterdam viel Geld gewendet, nicht geheirathet hat. Noch weniger begreife ich, wie er sich auf der Herrausreise von Holland mit einer, vermuthlich ganz gemeinen Weibsperson, Barbara von Iphofen genannt, die sich aber von Kitzingen wieder entfernet, und ihn verlassen, vor dem Cruzifix hat versprechen können. Er war kein Spötter der christlichen Religion, und hat, ob er gleich dieselbe verlassen, nie etwas nachtheiliges und verächtliches gegen sie blicken lassen.

sen. Doch ich finde mehr in seinem Charakter, das ich nicht erklären kan, und eher für Sonderheit als für Flecken in demselben halte. So hat ihm auch um diese Zeit eine Magd zu Wassertrüdingen einen Ring, vermuthlich auf die Ehe, gegeben, so aber keinen weitern Erfolg gehabt hat. Endlich begab er sich wirklich in die Ehe, und heirathete 1752. eine Nürnbergische Feldwaibels Tochter, Margaretha Sophia Sackin, mit der er seine Umstände ziemlich verbesserte. Er lies sich auf meinen Rath in der Stille auf einem Nürnbergischen Dorfe trauen, und that daran um so viel besser, weil die Braut hochschwanger war, und bald nieder kam. Da er deswegen zur Rede gestellet wurde, widersetzte er sich schlechterdings der Strafe, behaubtete die Rechtschaffenheit seiner Handlung nach natürlichen und göttlichen Gesetzen, und führte solches in einer eingereichten Schrift von der Ehe weiter aus. Seine Frau starb am 2ten Kinde zu Ende des Jahrs 1753. und er war sehr gebeugt, zumal er auch beyde Kinder mit ihr verlohr. Im Jahr 1756. wollte er die Frau Canz-

leyrath

keyrath Försterin zu Anspach heirathen; da aber nichts aus der Sache wurde, nahm er ohngefehr 1760. Jungfer Anna Maria Meyerin, die Tochter eines Schul- und Rechenmeisters allda, zur zweiten Frau, die er nach 6. Jahren wieder durch den Tod eingebüßet hat. Er blieb eine gute Zeit Wittwer, und nahm erst 1772. den 29. Dec. die dritte Frau, Jungfer Anna Maria Peyerin aus Nürnberg, mit der er zu Wöhrd copuliret wurde. Sie war die Stieftochter eines gewissen Garelli, eines Proselyten aus dem Kloster Kaisersheim, der sich hieselbst mit Mahlen und Musik fortbrachte. Diese war die geliebteste seines Herzens, und er konnte ihre Rechtschaffenheit nicht genug rühmen. So lang er mit ihr in der Ehe gelebet, habe sie, wie er sagte, keine halbe Stunde müssig zugebracht. Sie besaß, wie er in seinem Tagebuch meldet, Frömmigkeit, Treue, Fleiß, Keuschheit, Reinlichkeit, Sparsamkeit, welche Tugenden er, und zwar iede derselben um 1000. fl. anschlug, ihre Wachsamkeit um 300. fl., ihre Schönheit aber nur um 25. fl. schäzte, und die ganze Frau

in Summa um 6325. fl. taxirte. Die Tugend der Reinlichkeit schrieb er ihr als einer Nürnbergerin zu, und hegte überhaubt gegen die Frauenzimmer von Nürnberg eine besondere Zuneigung. Er wünschte sehnlich, von dieser Frau besonders, ein Kind zu haben; sie wurde auch wirklich schwanger von ihm, da er schon bey hohen Jahren war; aber über ihrer unermüdeten Arbeitsamkeit, und bey Hebung einer Last abortirte sie zu seinem großen Leidwesen. Diese wackere Frau starb ihm, ohne daß ers glauben wollte, am Charfreytage 1788. an einer Lungenkrankheit, die man für unbedeutend hielt. Er lies ihr Tags nach ihrem Hinscheiden noch eine Ader öfnen und sie reiben, in der leider vergeblichen Hofnung, sie wieder zum Leben zu bringen. Acht Tage nach ihrem Begräbniß ließ er Grab und Sarg wieder öfnen, um ganz gewiß überzeugt zu seyn, daß sie tod wäre. Keine Klage kan zärtlicher und wehmüthiger seyn, als dieses alten Mannes um seine 36iährige Gattin, mit der er über 15. Jahre in der allervergnügtesten Ehe gelebet hat. Er besuchte alle Sonn-

tage,

täge, wenn er in die Kirche nach Gailsheim gieng, das Grab seiner Geliebten, und dankte dabey allezeit Gott für dies Weib, das er ihm gegeben hat.

Er brauchte bey seinem hohen Alter weibliche Pflege, und seine Neigung zum schönen Geschlechte verlosch auch noch nicht. Er nahm also die vierte Frau, und zwar eine sehr junge Person, Jungfer Kellerin, eines Mahlers Tochter aus Erlangen, mit der er sich wieder in dem Braunischen, oder Vogelsgarten, vor Nürnberg von Wöhrd aus, im July 1789. trauen lies. Er führte sie sogleich, und zwar zu Fuße, heim nach Schobdach, lebte aber nicht länger, als 5. Monathe, mit ihr, und machte sie schon am Ende dieses Jahrs durch seinen Tod zur Wittwe.

Zehntes Kapitel.

Von seinem Charakter und seiner Religion.

Es ist schwehr, den Charakter eines Mannes zu entwerfen, der so viel sonderbares und widersprechendes hat; doch geben mir seine Eigenheiten, die lange Bekanntschaft mit ihm, und seine Selbstgeständnisse, so viel Mittel an die Hand, daß ich ihn in der Schilderung wo nicht genau treffen, doch sein Bild nicht verfehlen kan.

Schon seinen Körper hat die Natur sonderbar gebildet, und er hat denselben in der Pflege und durch Gewohnheit noch sonderbarer gemacht. Er war von mehr als mittlerer Größe, stark, von trozigem Ansehen, das mehr ins fürchterliche fiel, als ernsthaft war, über und über mit Haaren bewachsen, zur Ertragung aller Strapatzen und Beschwerden aufgelegt, und meist gesund. Daher kam es, daß er keine Bequemlichkeit achtete, und gar keine Gefahr scheute. Sein Gang war ganz eigen: er trat langsam, gerade,

rade, steif, auf den Zähen mehr, als mit ganzen geraden Fuß, sich immer drehend oder schwingend, einher, und fiel damit iedermann auf, so daß ihn auch manchmal Personen, besonders pöbelhafte, lange ansahen oder spöttisch nachschauten, welches er durchaus nicht leiden konnte, und bisweilen schwehr ahndete. Seines Ganges wegen hiesen ihn etliche Freunde nur den Spanier. Seine Stimme war eine tiefe starke Baßstimme, langsam und keck, und er schien immer in gebieterischem Tone zu sprechen. Sein Blick war starr und verweilend; er sah in Gesellschaft Menschen, besonders die er noch nicht kannte, so lange mit unverwandten fürchterlich scheinenden Blicken an, bis er sie genau beobachtet, und nach seiner Meynung erforschet hat. Daß nach seinem Körper sich die Seele gestimmet habe, ist offenbar. Sie war so steif und starrsinnig, wie iener. Er schien traurig und melancholisch, und war doch froh und zufrieden; aber von eingesogenen Meynungen und einmal angenommenen Grundsätzen, war er schwehr oder gar nicht abzubringen. Ganz

entfernt von aller Menschenfurcht war er gleichwohl höflich und in seiner Art manierlich, konnte zwar nicht bitten, aber doch und vornehmlich bey mehrern Jahren, verbindlich danken. Unter vertrauten Freunden war er sehr lustig, und liebte auch wol das desipere in loco. Er sang gern, trank Wein, am liebsten den süssen, oft bis zur Fröhlichkeit und manchmal drüber. In seiner Jugend, ja wol bey höhern männlichen Jahren, hielt man ihn überall für einen Renomisten; er war es auch und läugnete es in seinem Tagebuch selbst nicht, bereute aber in seinem Alter viele Vergehungen und Ausschweifungen. Die Studentenhändel vertheidigte er nach seinen Grundsätzen also: der Zwist der Partheyen, aus welchem öfters größers Unglück entstehen könnte, sey nicht anders beyzulegen, als durch einen Zweikampf; und wenn es dem einem Theil an Muth, oder einer ganzen Parthey an einem geschickten Anführer fehle, wozu man ihn erbetten hätte, so hielt er sich für schuldig, zu dienen und den Streit durch den Degen zu endigen. Händel müße man nie anfangen,

gen, und er verabscheue selbst, daß er sich manchmal, vom Trunk erhizt, zu dergleichen Thorheiten habe hinreißen lassen; doch dürfe man keine Beleidigung dulden, und müsse solche selbst rächen, weil dieses nicht nur den Gesetzen der thierischen und menschlichen Natur gemäß, und die Beleidigung ein grosses Verbrechen wäre, sondern weil auch die bürgerlichen Obrigkeiten die Händel ganz anders beurtheilten, dem Beleidigten die gehörige Genugthuung nicht verschaften und oft gar nicht ertheilten, ia ihn nicht einmal schützen könnten, und überdieses gar häufig Partheylichkeiten unter dem Schein Rechtens zu Schulden kommen ließen. Der Professor im Senate sitzend, sagte er, denkt nicht mehr daran, daß er auch Student gewesen ist, fordert vom Jüngling Unmöglichkeiten, und straft ihn, nur öfters um die Gesetze aufrecht zu erhalten, die entweder unbillig sind, oder auf Zeiten und Umstände nicht passen. Er straft den Ehrliebenden, der kein Schimpfwort vertragen kan, wie den Phlegmatischen und Niederträchtigen, der alle Beleidigung ohne Empfindung giebt und nimmt. Es sind

viele Wahrheiten in diesem Brenkischen Urtheile, die verdienten, daß man sie beherzigte, und andere Gesetze nebst einer andern Verfahrungsart auf den meisten Universitäten einführte. Uebrigens hatte er doch wol nicht so viele Händel, als er vielmehr gütlich und nachdrücklich beylegte, zumal er in einem so gewaltigen Ansehen unter den Studenten stund, daß Worte und Handlungen von ihm mehr, als die heiligsten Gesetze galten.

Freyheit und Freundschaft waren seine Idole. Für Freyheit und Unabhängigkeit stritt er von ieher, unterwarf sich nie, und wollte lange keinem Fürsten dienen. In iüngern Jahren trug er sich lang und ernstlich mit dem Gedanken, aus der bürgerlichen Gesellschaft auszugehen, und einen neuen der Natur gemäßern Staat in irgend einen unbewohnten Winkel Deutschlands oder Europens, auf einem Berge, oder sonst wo, anzulegen; und er hat ihn bey höhern Jahren noch nicht ganz fahren lassen, wie ich oben umständlich erzehlet habe. Auch an die Hannöverische Regierung lies er sein Proiect

gelangen, welches er auf der Lüneburger Heide ausführen wollte: man kan sich aber leicht einbilden, daß ihm diese nicht geantwortet habe, und daß aus der Sache nichts geworden ist.

In der Freundschaft war er der treueste, der dienstfertigste, der verschwiegenste, der ehrlichste Mann, und im allereigentlichsten Verstande der, der für seinen erkannten Freund Leib und Leben zu lassen bereit war. In der Studentenjugend war viel schwärmerisches bey dieser Freundschaft, in gesetztern Jahren aber, desto mehr reelles. Er urtheilet in einem Aufsatz, den ich von ihm habe, so artig über die akademische Freundschaft, daß ich mich nicht enthalten kan, seine Gedanken mit seinen eigenen Worten und zugleich als ein Muster seiner Schreibart hier mitzutheilen. „Es lehrt die Erfahrung, sagt er, daß die Landsleute in fremden Landen die treueste Freundschaft unter sich beobachten, und ie weiter sie von ihrem Vaterlande entfernet sind, desto größer ist die Aufrichtigkeit, mit welcher sie einander begegnen, die öfters die ganze Lebenszeit

über dauert. Jedoch geschieht es auch zuweilen, daß die innigste Freundschft, wenn sie in ihr Vaterland zurückkehren, wieder nachlässet und wol ganz und gar zergehet, ia manchmal in Mißgunst, Feindschaft und Verfolgung ausartet. Hievon sind die Ursachen diese. Ausser seinem Vaterland ist ein ieder fremd, und bey Unbekannten findet man selten vertrauten Umgang, weil iederzeit ein Mißtrauen gegen dieienigen übrig bleibt, von deren geführten Lebenswandel man nicht versichert ist. Bey Fremden muß die Dienstfertigkeit oft mit Geld erkauft werden, und selbst die allgemeine Höflichkeit wird den Reisenden nach der Größe des Beutels zugemessen, den man bey ihnen vermuthet. Man leidet von Fremden in ihrem Lande oft Verachtung, Falschheit, Unrecht, und Betrug. In solchen Umständen wünschet man sich einen Bekannten, und suchet bey einem anwesenden Landsmann den größten Trost. Man findet ihn, und weil man gleiches Schicksal hat, so klagt einer dem andern sein Anliegen, man geht mit einander zu Rath, man erzeigt sich Gefälligkeit

und Dienste, und es nimmt endlich ein ieder in allen Begebenheiten Zuflucht zu seinem Landsmann. Diese Vertraulichkeit wird durch die Gleichheit der Umstände vermehret; denn die Freundschaft erfordert Gemüther, welche gleiche Gesinnung gegen einander haben. Einer gönnt dem andern alles Gute, wie sich selbst, und erzeiget so viel Pflichten, als er hinwieder fordert. Dieses kan nicht anders geschehen, als wenn man von sich und dem andern gleiche Meynungen heget, folglich gegen des andern Person nicht weniger Achtung hat, als gegen seine eigne, und in dem Genuß der zeitlichen Güter und Glückseeligkeiten sich keiner ungleichen Absichten bewußt ist. Diese Gleichheit findet sich meistentheils bey Landsleuten, welche sich zusammen auf einer fremden Universität aufhalten. Die Ungleichheit, welche sie von ihren Eltern, oder wegen ihres bürgerlichen Stands aus ihrem Vaterlande mitbringen, wird von den Fremden nicht angesehen. Das ungleiche Vermögen leuchtet diesen nicht anders in die Augen, als durch die Ausgaben, die ein ieder macht; daher

wird

wird gar selten von Fremden ein sonderlicher Unterschied unter ihnen gemacht. Und dieses verhindert, daß keiner vor dem andern einen Vorzug finden kan, und macht die Gemüther zur Freundschaft geneigt; der Umgang, den sie wegen Mangel einer Bekanntschaft mit einander pflegen, erwecket eine Vertraulichkeit unter ihnen; das gleiche Anliegen versetzet sie in die Nothwendigkeit, von einander Gefälligkeiten und Hülfe zu begehren, und errichtet also unter ihnen eine vollkommne Freundschaft. So bald sie hingegen wieder in ihr Vaterland kommen, fallen alle die Umstände weg, welche in der Fremde vorhanden gewesen. Man ist hier bey iedermann bekannt, man findet leicht Umgang, und hat darinnen die Wahl; man ist also an seine alten Freunde nicht mehr gebunden, weil man neue haben kan. Man hat ferner mit seinen Freunden zuweilen einerley Absicht. Ein ieder suchet die Gnade des Fürsten und die Gunst seines Ministers. Wenn eine Ehrenstelle, oder eine vortheilhafte Bedienung, zu vergeben ist, so ist man sich der nächste, und kan solche nicht anders

erhal-

erhalten, als mit Ausschliesung aller andern. Der Eigennutz hebt die Freundschaft auf, und erweckt zuweilen Neid, Verleumdung und Verfolgung. Hiezu kommt endlich der verschiedene bürgerliche Stand, welcher unter den Personen einen wirklichen Unterschied macht. So bald iemand eine Ehrenstelle bekleidet, bekommt er die Einbildung von sich, daß seiner Person vor andern ein innerer Werth beygeleget worden sey. So bald iemand diese Meynung von sich hat, achtet er sich besser und verachtet andere: die Verachtung aber leidet keine Freundschaft, sondern hebt allen natürlichen und vertrauten Umgang gänzlich auf.„

Wie er in der Freundschaft war, so war er in der Liebe, heftig und dabey etwas ausschweifend, weil seine Grundsätze freyer waren, als es die bürgerlichen Gesetze noch zugestehen wollen. Doch war er in der Ehe treu, höchst zärtlich und ein eigentlicher Weibermann, wie man ihn nennt. So unreitzend und widrig, ia wohl fürchterlich, sein Ansehen dem schönen Geschlechte seyn mußte, so fand er doch nach obiger Erzählung

4mal

4mal eine Gattin, und mit einer jeden lebte er höchst vergnügt, that ihr auch in seiner Art alles zu Gefallen, und seine Frauen liebten ihn. Auszuschweifen hatte wol keine bey seiner Leibesstärke und Mannskraft Ursache. Noch bey hohen Jahren befriedigte er sie, und war mitunter wohl ein bisgen eifersüchtig, wenigstens sehr aufmerksam auf alle ihre Tritte.

Seine Gutmüthigkeit war für seine sehr mäßigen nnd öfters dürftigen Umstände unbeschreiblich groß. Da er in Nürnberg wohnte, hatte er eine verwittibte Schwester und ihre Tochter bey sich, die von seiner edlen Freygebigkeit Wohnung und Unterhalt genoßen, ohngeachtet er wol selbst keinen Ueberfluß, eher manchmal Mangel, hatte. Er sagte mir auch: er wisse nicht, wie er diese Leute erhalten habe; und dennoch wurden sie erhalten. Zu Schobdach nahm er immer etliche arme und verlaßne Personen umsonst in sein Haus auf; und als er vor zwey Jahren bey mir war, hatte er eben wieder 6. derselben bey sich. So argwöhnisch er sonst war und leicht Betrug und

Boß-

Boßheit witterte; so schien er doch hiebey nicht immer Klugheit und Vorsicht zu gebrauchen, und wurde wirklich zu mehrmalen abscheulich angeführt und bestohlen. Er ahndete dieses weniger, als einen Angriff auf seine Ehre, wahre oder vermeynte, den er gar nicht ertragen konnte.

In der Kleidung war er altfränkisch, ja wol etwas nachläßig, und nicht immer ganz rein, so sehr er auch die Reinlichkeit liebte und rühmte, und deswegen Nürnbergische Frauen andern vorzog. Er hatte und trug noch in den lezten Jahren Kleider, wie er sie vor etlich und vierzig Jahren, da ich ihn kennen lernte, hatte und trug, damals schon nicht nach der Mode, und iezt ganz veraltet und etwas auffallend. In der Stadt so wol, als über Land, gieng er nie ohne Stock und Degen, nach der Sitte vormaliger Zeiten, und um so wol sein Ansehen zu behaubten, als Wehre bey der Hand zu haben. Ich nahm ihn, da er mich vor zwey Jahren besuchte, zu Abends mit in eine vertrauliche Gesellschaft, und bath ihn, nur seinen Hut zu nehmen, weil der Ort der Zu-

sammenkunft in der nächsten Nachbarschaft war. Aber siehe! er versah sich mit Stock und Degen, und auf mein Befremden über leztern, sagte er: es könnte uns ein Student anfallen, und ich muß den Degen haben.

Das Neue, wenn es nicht offenbar gut und nützlich, und noch zweydeutig, oder nur modisch ist, war ihm höchst zuwider, besonders die neue Schreibart: sein (esse) Konkurs, Zizero u. d. gl. Er nannte sie phantastisch und erboßte sich darüber. So unerschütterlich vest er bey seinen einmal angenommenen Grundsätzen blieb, so hieng er auch an der alten Lebensart in allen Stücken. Er disputirte gern, und nicht immer ohne merkliche Rechthaberey. Manchmal gab er nach und äußerte dabey: dieß sey seine Meynung; ein anderer könne und müße eine andere haben.

Seine Religion wird Tausenden ein Anstoß seyn; ich will sie auch nicht vertheidigen, aber wir wollen ihn weder richten, noch verdammen. Er war wirklich fromm, bethete fleißig, bereute seine jugendlichen Vergehungen, und verehrte die göttliche Fürsicht,

sicht, die ihm in seinem ganzen Leben augenscheinlich und merkwürdig war, und die er in den mir gefertigten biographischen Aufsätzen sehr rühmte. Daß er als Christ gebohreu, erzogen, gut unterrichtet, und selbst der Gottesgelahrtheit gewidmet war, wissen wir. Er blieb auch lange, wenigstens nach dem Äußerlichen, beym Christenthum. In seinen Universitätsiahren und bey den mancherley Händeln und Ausschweifungen desselben, setzte er das Abendmahlgehen etliche Jahre aus; daher ihn auch Freylingshausen zu Halle, bey dem er 1734, communiziren wollte, zum zweitenmal nicht annahm. Er beichtete also bey dem Pastor auf dem neuen Markt, und gieng darauf zur Communion. Auch hat er 1736, in Siebenbürgen communiziret. Aber wie er schon in seinen frühen Jahren bey dem iüdischen Unterricht, den er lange genoß, Vorurtheile gegen das Christenthum eingesogen, so hat er selbige auch, und zwar zuerst in Siebenbürgen, bestärket und vermehret. Er gieng daselbst viel mit Unitariern um. Er hatte zwar einst zu Claussenburg in dem Collegium der Unita-

rier opponiret, aber gleichwol mehr Gift von ihnen eingeschlucket, als sie durch seine Gründe überzeuget. Er reiste nachmals mit einem Unitarier aus Siebenbürgen heraus, und brachte dessen Glaubenslehren mit, die er auch aus dem Lateinischen in's Deutsche übersetzet, und herausgegeben hat. Das System der Unitarier hängt in der Theorie mit der jüdischen Religion zusammen, wenigstens darinnen, daß sie die Einheit Gottes mit Verwerfung der Trinität behaubten; und die jüdische Religion schien ihm allein die göttliche, die Christus, der, wie er sagte, ein Jude war und blieb, durchaus nicht habe abschaffen, sondern nur reformiren wollen. Er habe dieses selbst gesagt, und immer auf Mosen und die Propheten hingewiesen. Es war also bey seinem nachmahligem vertrauten Umgang mit den Juden zu Halle, bey der Dienstfertigkeit, die sie ihm bezeigten, und bey der Liebe, die ihn gegen ein jüdisches Mädchen einnahm, leicht geschehen, daß er ein Jude wurde und sich beschneiden ließ. Ob er ganz Jude war, ist eine andere Frage. Sein Religionssystem

war zweifelsohne zusammengestoppelt, wie man aus einer Erzehlung von ihm, die er öfters machte, urtheilen kan. Er gab vor, er habe einst eine gar herrliche Predigt von einem Geistlichen gehöret, der also angefangen hätte: „Ich bin kein Jud, ich bin kein Christ, ich bin kein Heyd, ich bin kein Türk — ich bin ein Jud, ich bin ein Christ, ich bin ein Heyd, ich bin ein Türk.„ Das hieß bey **Brenken** wohl nichts anders, als er mache sich auf gut synkretistisch aus allen Religionen eine eigne zusammen, die aber doch die iüdische, als die unmittelbar göttliche, zur Basis haben sollte. Er bethete auch gegen den Aufgang der Sonne, und meist, oder allezeit hebräisch. Er aß kein Schweinen-Fleisch, kein Wildpret, auch kein Gemüß, worinnen Schweinen-Fleisch oder Bratwürste gelegen. Er feyerte den Sonnabend; der Sonntag aber war ihm wenig oder gar nicht heilig. Gleichwol gieng er selbst am Sabbath über Land, und weiter, als nach iüdischen Gesetzen zu gehen erlaubt ist. Er war so gewissenhaft, daß er von allem, was er einnahm, auch von seinem Güt-

lein zu Schobdach, den Zehenden abreichte, obgleich dasselbe zehendfrey war. Daß er, da er aus Holland kam, sich wieder zu den Christen hielt, sein Judenthum gänzlich verhehlte, sich von unsern Geistlichen seine Weiber antrauen, seine Kinder taufen ließ, und selbst bisweilen eine christliche Predigt besuchte, scheint freilich eine Achselträgerey zu seyn, mag aber doch mit seinen Begriffen und Grundsätzen sich vereinbaret haben. Vielleicht war er ein Karait, der die talmudischen Zusätze zu dem Mosaischen Gesetz, die rabbinischen Traditionen, und den, den Juden neuerlich aufgelegten Zwang verwarf, und sich nur an das wesentliche des Gesetzes hielt. Vielleicht hat er sich auch deswegen von Portugiesischen, und nicht von andern Juden wollen beschneiden lassen, hat daher auch keinen Bart getragen, und sich zu den deutschen Juden nie gesellet. Wir müssen nur rathen, wenn wir die innern Angelegenheiten dieses sonderbaren Mannes erklären wollen, und errathen sie etwa doch nicht. Gott allein kannte sein Herz; und dies war gut, wenn sich auch der Verstand sollte verirret haben.

Eilftes Kapitel.

Von seiner Gelehrsamkeit und Schriftstellerey.

Es hat iemand die Gelehrsamkeit meines Freundes bezweifeln wollen, weil sie nicht modern, nicht wortreich, nicht glänzend, nicht prahlerisch gewesen ist. Er hatte sie aber wirklich, wenn er gleich selbst über manche Art der Gelehrsamkeit spottete, und mit Schmaußen in Göttingen sagte: quod eruditio sit multorum errorum cognitio. Ueberhaubt glaubte er, daß wir alle, und hinlängliche Weisheit von den Alten haben, und daß sehr viele Gelehrsamkeit die wir nun treiben und die Alten damit übertreffen, eitel und unnütze sey. Nur aus Lesung weniger Bücher, die in ihrer Art die besten sind, erlange man wahre Gelehrsamkeit, und das unsinnige Bücherlesen neuerer Tage zerstreue nicht nur das Gemüth, sondern verwirre es in den Grundsätzen, der Ordnung und dem Zusammenhang gänzlich, fülle den Kopf mit Irrthümern und Eigendünkel an,

und befördere nie eine gründliche, nur eine oberflächliche Erkenntniß. Die so genannte Aufklärung, mit der man so viel prahlt, war der Gegenstand seines bittern Spottes und wirklichen Unwillens; doch liebte er die Publicität ungemein, las das Journal von und für Deutschland gerne, hielt es für sehr nützlich, und wegen des überhandnehmenden Despotismus und der Schurkerey für nothwendig und wohlthätig, nur zu weitläuftig und zu viel auf einmal auftischend. Mit seinen allgemeinen ökonomischen und mit philosophischen Betrachtungen vermischten Nachrichten, die er schon 1754. herausgab, war er einigermassen ein Vorläufer dieses Journals; nur war sein Project zu roh und unausgebildet, und für die damalige Denkungsart noch zu frey und auffallend. Er zeigte nemlich in demselben an:

1.) Sachen, welche öffentlich oder privatim zu verkaufen sind, oder zu kaufen gesucht werden;

2.) Verpacht- oder Vermiethungen, desgleichen was zu pachten zu miethen verlanget wird;

3.) Gel-

3.) Gelder, so auf Interesse gegen Pfandungen und Hypotheken gesucht und hingeliehen werden;
4.) Arbeit, so gesucht und geleistet wird;
5.) Dienste, welche gesucht und vergeben werden;
6.) Heirathen, welche gesucht werden;
7.) Verlohrne, gestohlne und gefundene Sachen;
8.) Frucht- Meel- Brod- und Fleisch-Taxe, und anderer Victualien wöchentlichen Preiß;
9.) Auctiones von Büchern und Waaren, so hier und da gehalten werden;
10.) Commissiones und Verrichtungen, zu deren Vollziehung iemand verlangt wird;
11.) Notificationes, wodurch allerhand vortheilhafte Nachrichten bekannt gemacht werden;
12.) Anzeigen der Orte und Länder, wo die Waaren gefunden, fabricirt und aus der ersten Hand genommen werden können;
13.) Oekonomische Vortheile, Kunststücke, und allerhand Sachen, so in dem Haus-

wesen nützlich oder schädlich seyn können, und überhaubt alles, was in der Naturlehre vorkommt und zur Oekonomie dienlich seyn kan;

14.) Alte und neue oekonomische Erfindungen und Projecte;

15.) Herrschaftliche Edicte, so die Oekonomie betreffen;

16.) Entdeckungen der gewöhnlichen Betrügereyen;

17.) Recension oekonomischer Bücher;

18.) Diesen allen wurden beygefüget, allerhand philosophische, moral- und historische Betrachtungen und Anmerkungen, sowol über die Oekonomie überhaubt, als auch besonders solche Laster, Sitten und Gewohnheiten, welche die oekonomischen Vortheile hindern, oder befördern können.

Freylich wollte mancher spotten, und mancher zum Himmel seufzend eifern, wenn er die ihm lächerlich oder profan dünkende Anzeige las: es wird eine Weibsperson mit etlichen hundert Gulden zur Ehe gesucht, für einen Schneider, welcher sein Hand-

werk

werk treibt; oder: es wird eine Manns-
person von Condition zur Ehe gesucht, von
einer iungen Wittwe ohne Kinder, mit
300. fl. Heirathgut. Allein der gutmeynen-
de Verfasser spottete des Spottes und des
Eifers. Doch bekam er manchen Anstoß we-
gen dieser Nachrichten. Die Felßeckerische
Handlung zu Nüruberg hielt dieselben für
eine Beeinträchtigung ihres Intelligenzblat-
tes, und des darüber erhaltenen Privilegi-
ums, weil Brenk allerhand Sachen, die zu
Nürnberg zu kaufen, und zu verkaufen wa-
ren, auch den Nürnbergischen Victualienpreiß,
anzeigte, obgleich auch den Anspachischen und
andere Raitungen bemerkte. Er wurde ver-
klagt, weil er sich damals meist in, und um
Nürnberg aufhielt; aber er setzte eine starke
Vertheidigung entgegen. Weniger durfte er
gegen einen Anspachischen Consistorialverweis
einwenden, der ihm wegen Vertheidigung der
Polygamie in diesen seinen Nachrichten, zu-
geschickt wurde. Mit der Frau von Wind-
heim zu Erlangen aber hatte er einen ge-
lehrten Streit über die Polygamie, welche

er in dem 28. — 31. Stück der Nachrichten gegen sie zu verfechten gesucht hat.

Brenk war ein Sprachkenner, ein Philosoph, ein guter Jurist, und hatte eine vorzügliche rabbinische Gelehrsamkeit. Außer der hebräischen und rabbinischen Sprache, verstand er lateinisch, etwas griechisch, französisch und italiänisch, lernte in Siebenbürgen etwas ungarisch und sclavonisch, und in Holland etwas holländisch.

In den schönen Wissenschaften, wie sie neuerlich getrieben werden, war er am wenigsten zu Hause, und sein Witz war mehr rabbinisch und spielend, als gesezt und fein. Doch las er die Alten, Römer sowol als Griechen. Von den freyen Künsten trieb er keine, nur hatte er Geschmack an der Mahlerey und der Musik, besonders dem Gesang.

Seine Philosophie war mehr alt und Aristotelisch als Leibnizisch und Wolfisch, Dariesisch oder Crusiusisch; am allerwenigsten Kantisch. Aber er war ein Determinist im vollen Verstande. Alle Begebenheiten der Welt und unsere Schicksale sind, nach seiner

Ueberzeugung, so ineinander verkettet, und aus ihren Gründen und Ursachen herfließend, daß das, was geschieht, geschehen muß, und wir öfters bey unsern Absichten und den dazu gewählten Mitteln so verblendet sind, daß wir gerade das Gegentheil von dem bewerkstelligen, was wir haben wollen und wünschen. Das macht: wir sehen die Kette und den Zusammenhang der Dinge nicht, und wir wissen gar nicht, was uns gut ist. Das weis nur Gott, und von dessen Einrichtung und Bestimmung hängt alles ab, besonders unser Leben und Tod. Hier schien er an eine Prädestination zu glauben; doch entfernte er sich weit vom groben Muhamedischen Schicksal.

So sehr er den Christian Thomasius verehrte, so machte er sich doch nicht von allem Aberglauben ganz loß; wenigstens hat er Dämonen und Gespenster noch nicht fahren lassen. Er gab zwar immer Gründe und Beweise für dieselben an; aber sie waren leicht zu widerlegen, wenn gleich er nicht zu überzeugen. Mit dem Kanzler von Ludewig hat er sich von einem alten Weibe die

Kaffetasse gießen und aus derselben wahrsa- gen lassen; doch will ich gerne glauben, daß beyde ernsthafte Männer es mehr aus Neu- gierde gethan haben, als um durch diese lächerliche Kunst ihre Schiksale zu erfahren. Andern Aberglauben aber hegte er noch im hohen Alter, und lies die Ursache davon nicht immer wissen, nur errathen. Er mach- te sich z. B. wenn er einmal über Land, oder auf der Reise war, nichts aus dem Regen, und lies sich an der Fortsetzung der Reise durch denselben nicht hindern, ohngeachtet er sie gewöhnlich, und fast allezeit zu Fuße machte: von Haus aus aber gieng er, wenn es schon regnete, nicht weg, gesezt auch, daß seine Reise noch so dringend und noth- wendig gewesen wäre, und er sagte selbst, daß dies ein Aberglaube sey. Einige Schwach- heiten hielt man ihm dabey wegen der Zeit, in der er gebohren und gebildet worden, und der Umstände, die ihn abhielten, mit der neuesten Literatur fortzuschreiten, um so mehr zu gut, da er im übrigen einen durch- dringenden gesezten Verstand, und einen scharfen Blick hatte, und bey aller seiner

Hartnäckigkeit dennoch vernünftigen und einleuchtenden Vorstellungen öfters nachgab, ob er es gleich nicht immer alsobald gestund, daß er nachgebe. Sonst war in der Philosophie Pythagoras sein Mann, und den Plato, von dem er etwas gelesen, wollte er noch im Alter studiren.

In der Politik, hatte er eigne ganz besondere Grundsätze. Ob er gleich lieber in der Aristokratie lebte, als in der Monarchie, so hielt er doch erstere Regierungsform für die unvollkommenste und fehlerhafteste, die nach ihrer Natur in Oligarchie ausarten müsse, und nach Geschichte und Erfahrung, auch allezeit ausgeartet habe. Monarchie sey ein bloßes Blendwerk; es gäbe keinen Monarchen, der allein, zumal ein großes Reich, regieren könnte. Er sey an seine Minister und Collegien gebunden, und der Klügste, wenn er selbst regieren wollte, habe unverzeihliche Fehler gemacht. Die Monarchomachi, die er alle gelesen, seyen gescheute Leute gewesen, und die Stelle 1 Sam. 8, 11—18. sey von der größten Wichtigkeit. Die Demokratie sey die natürlichste und beste

Regimentsform. Aber diese drey bekannten Regierungsarten bestimmten nur die äußerliche Form; nach der innerlichen verhielte sich die Sache ganz anders, und zwar also: alle Staaten wären entweder Theokratien, Avtokratien, oder Dämonokratien. Die Theokratie sey die bekannteste Art, in welcher die Gottheit Gesetze und Anordnungen gemacht hat, und wo besonders die ganz vortrefliche Anstalt ist, daß alte, weise und erfahrne Männer Richter des Volkes abgeben. In der Avtokratie haben sich die Menschen ihre Gesetze und Staatsverfassung selbst gemacht, die beyde gröstentheils schlecht und zu willkührlich ausgefallen wären, und hätten ausfallen müssen. Diese Avtokratie formirt sich entweder in Monarchie oder Aristokratie, oder Demokratie. Die Dämonokratie sey bey den rohen und dummen Völkern in andern Welttheilen, die noch den Teufel anbethen, und die Herrschaft der Geister über sich und ihre Verbindungen erkennen, daher dann auch wenige, und äußerst schlechte Gesetze haben. Montesquieu habe die Sache gar nicht getroffen, und das Mosaische

saische Recht vom Ritter Michaelis habe er gar nicht lesen mögen; denn es gefalle ihm nicht, daß dieser Verfasser die Ursachen von den Gesetzen der Theokratie, und von den Absichten Gottes, so genau habe bestimmen wollen, da selbige doch ganz außer dem menschlichen Gesichtskreis lägen. Nur menschliche Beherrscher müßten dem Grund und Geist, von ihren Gesetzen und Absichten nachspühren lassen. Gottes Gründe zu erforschen, sey verwegen und frevelhaft. Genug, daß seine Gesetze da sind, und daß sie gut seyn müssen, weil sie Gott gab. Die von den Theologen herrührende Eintheilung der Gesetze, in morales, ceremoniales und forenses, war ihm gar nicht anständig.

Was er in der Jurisprudenz für ein System hatte, davon zeugt seine Iurisprudentia genuina, die er in zween Theilen in demonstrirter Methode herausgegeben hat. Ich will und kan sie nicht beurtheilen; weis auch nicht, ob, und wie vielen Beyfall sie gefunden habe. Wenn sie mir nicht gefällt, und wenn besonders die Schreibart einigen nicht gefallen, so ist beydes kein Grund,

die Güte und Brauchbarkeit des Werkes zu bezweifeln. Er schrieb sie zu einer Zeit, da es ihm am kärglichsten gieng, und dedicirte sie deswegen nicht nur den Fränkischen Kreiß-Gesandten, denen er auf dem Rathhause zu Nürnberg 20. Stücke überreichte, sondern verschickte auch 4. Exemplare an den Magistrat zu Ulm, Memmingen und Schwäbisch-Hall, 3. Ex. an den Magistrat zu Dünkelspühl, Weissenburg und Rothenburg, und 2. Ex. an den zu Aalen und Bopfingen, wogegen er, obzwar geringe Geschenke erhielt, die ihm wohl zu statten kamen. In der Dedication unterzeichnete er sich noch als Magister, welchen Titel er nachmals nicht mehr führte.

Da er noch zu Halle war, lies er einige Gedanken von der nöthigen, möglichen, und beständigen Verbesserung der Justiz nach Inhalt der Königlich-Preußischen-Edicte, in Druck ausgehen. Allein nachher fand er Gründe, von der Unmöglichkeit einer bessern Justiz zu schreiben. Er wollte iedoch das erstere hiedurch nicht widerruffen, sondern redete nur von einer hypothetischen Unmöglich-

lichkeit der Justizverbesserung, welche nehmlich so lange dauern wird, als gewisse von ihm angeführte Hindernisse im Wege liegen. Doch finde ich, daß er auch dieses nicht allgemein behaubtete, sondern bey den Gut- oder Patrimonial-Herren und der Ritterschaft eine scharfe Justizverbesserung für nöthig hielt. Die Justizpflege aber erklärte er fast in ganz Deutschland für sehr verdorben, und nahm nur die Preußischen und Hannöverischen Lande aus. In der Criminaliurisprudenz würde er ein wichtiger Verbesserer geworden seyn, und man möchte nicht Anstand nehmen, ihn den Beccaria der Deutschen zu nennen, wenn er mehr geschrieben hätte, oder, wenn das, was er von der möglichen, nützlichen und gerechten Abänderung der gewöhnlichen Diebsstrafen schon 1766. herausgab, mehr wäre bemerket und genützet worden. Er erklärt sich hier ganz gegen die Todesstrafe, wenigstens der Diebe, und schlägt bey diesen ihre Verkaufung zur Arbeit an Privat-Personen vor.

Seine iuristische Praxis führte er mit großer Genauigkeit und Sorgfalt für seine

Partheyen. Ein feiner Schriftsteller war er zwar nicht; aber gründlich, körnig und nachdrücklich war sein Vortrag, welches Zeugniß ihm einer unsrer angesehensten Rechtsgelehrten gab: gleichwie man auch sagen muß, daß sein Stil für die Zeiten, in denen er lernte, und zuerst schrieb, gut, und weit besser war, als Juristen, besonders praktische, vor 50. Jahren geschrieben haben. Ich habe deswegen auch hin und wieder einiges mit seinen eigenen Worten eingerücket, damit man selbst urtheilen kan. Noch etwas Kanzleymässiges und einen gewissen Eigensinn hatte er. So tadelte er mich in einen Brief, daß ich seinen Namen **Brenk** und und nicht **Brenck** geschrieben habe, welches leztere er durchaus haben wollte.

Wo er in seiner Sachwaltung Ungerechtigkeiten sah, und Bestechungen vermuthete, erlaubte er sich viele Freyheit und starke Ausdrücke. Er bekam dadurch Feinde, die er um so mehr gegen sich aufbrachte, als sie ohnehin wegen seiner vielen Sonderheiten, und sollte es auch nur seine sehr frugale Lebensart, seine Kleidung, sein Gang

und

und seine kecke Rede gewesen seyn, gegen ihn eingenommen wurden.

Vor einigen Jahren arbeitete er mit an der Preißaufgabe über die Verminderung des Kindermords. Er behandelte diese Materie, wie er mir selbst sagte, ganz einfach, und zwar also. Man müße den Haubtursachen des Kindermords vorbeugen, deren nur zwo wären; bey den gemeinen Dirnen, Mangel, Dürftigkeit, und hiemit die vorgebildete Unmöglichkeit, das Kind zu ernähren, nachdem ihnen vorher schon von der leidigen Justiz, ihr Bißgen, das sie noch hatten, ihre Habseeligkeiten und Kleider für die Strafe abgenommen worden; und bey den ehrbarn und vornehmen Frauenspersonen Furcht vor den Eltern und der Kundwerdung, Schaam und Schande, nebst vereitelten günstigen, und nun eintrettenden verzweifelten Aussichten in die Zukunft. Erstere müßten nach Beschaffenheit sehr gering, oder gar nicht bestrafet, die Schwängerer aber entweder zur Ehe, oder zur Genugthuung für die Geschwächte und zur Ernährung des Kindes angehalten werden. Er

 sähe,

sähe, daß solches in den Anspachischen Landen und in seiner Gegend geschähe; und daher auch allda wenig oder nichts von einem Kindermord unter gemeinen Leuten gehöret würde. Die andern müßten einen öffentlichen Zufluchtsort in irgend einer Stadt, einem Städtgen oder Flecken des Landes haben, wo sie unerkannt und unbefragt niederkommen, bey der Geburt bedienet werden, und nach Gefallen ihre Kinder zur Erziehung übergeben könnten, unbemittelte und Arme auf Kosten der Landesobrigkeit, bemittelte aber gegen die schuldige Bezahlung. Dies ist der Gedanke, den Brenk schon lange geheget, und den der unsterbliche Kaiser Joseph II. g. G. in seinem neuerrichteten grossen Hospital in der Josephstadt vor Wien glücklich ausgeführet hat, und der heut zu Tage immer mehr gang und gäbe wird. Daß bey der Preißerkenntniß auf Brenkens Schrift nicht geachtet wurde, hab ich mir sogleich, da er mir Eröffnung von seinem Vorhaben that, vorgestellet. Sein Stil war zu rauh und unpoliret, sein Vortrag gerade zu, ohne alle Empfehlung und Eleganz, und die

Aus-

Ausführung zu kurz und trocken; auch gieng er bey diesen in der Haubtsache sehr guten Gedanken nicht tief genug in die Ursachen der sittlichen weiblichen Verderbnisse.

Auch in dem Staats- und Lehen-Recht war er nicht unbewandert, wie seine Schriften über den siebeniährigen Krieg, über das Auswandern der Unterthanen, über das Münzwesen, und besonders die rechtliche Untersuchung der Frage: ob die erledigten Baierischen Reichslehen salvo iure Imperatoris atque Imperii, wieder verliehen werden mögen, bezeugen. Der Verleger dieser leztern Schrift, Buchhändler Schad vor Nürnberg, mußte auf Begehren des Churbaierischen Gesandten zu Regenspurg den Verfasser anzeigen, und hielt deswegen das bedungene Honorarium so lange zurück, bis er verklagt wurde. Gegen den Verfasser aber erfolgte keine weitere Ahndung. Von der Vererbung der gemeinen Lehen hat er eine Handschrift hinterlassen, die wohl würdig gewesen wäre, ans Licht zu tretten.

Seine größte Gelehrsamkeit hatte er im Hebräischen und Rabbinischen, welches auch

 sein

sein Lieblingsstudium gewesen und geblieben ist. Noch in den lezten Jahren seines Lebens kaufte er Bücher dazu, und aus der Professor Nagelischen Bibliothek bestellte er des Cohen de Lara talmudisch-rabbinisches Lexicon, das große Buxtorfische rabbinische Lexicon, die More Nebuchim von Moses Maimonides, des von Bashuysen talmudischen Schlüssel, u. a. m. wovon ich ihm einiges und besonders den seltnen Cohen de Lara zu seiner großen Freude verschafte. Daß sein Witz nach Art der Rabbinen spielend gewesen, habe ich schon gesagt; doch scherzte er auch manchmal nur. So hat er z. B. aus der bekannten Psalm-Stelle, meine Tage sind vergangen wie ein Rauch, mit ernsthafter Stirne, doch im Scherz, erweisen wollen, daß David, schon Taback gerauchet habe, weil im hebräischen nicht wie, sondern im Rauch stünde. Ueberhaubt war er in der ihm höchstverehrlichen Bibel alten Testamentes so bewandert, als irgend ein Gelehrter seyn kan. Da er zum leztenmal bey mir war, zeigte ich ihm die eben auf dem Tische liegenden Tellerischen Beyträge

träge zu der neuesten Judengeschichte, worinnen Tychsens Bedenken ist, in welchem die Frage verneinet wird: ob die Berliner Jüdinnen, die Christinnen geworden, nicht bey der jüdischen Religion geblieben, und also von dem Fideicommiß, das ihr Vater im Testamente errichtet, auszuschließen wären? Er pflichtete mehr Tychsen, als Tellern bey, brachte aus dem Stegreif noch einige Gründe und rabbinische Stellen an, und hielt für sehr klug, daß sich die Executoren des Testaments mit den Frauenzimmern verglichen hätten. Bey dieser Gelegenheit vertheidigte er den Gedanken, daß das Christenthum auf das Judenthum gegründet, und dieses durch jenes nur reformiret, nicht aber abgeschaffet sey; daß Christus am allerwenigsten es abgeschaffet habe, und nur die Apostel, um die Heiden zum christlichen Glauben zu bewegen, die Beschneidung nachgelassen, aber andere Mosaische Gesetze, als, die Enthaltung vom Götzenopfer, vom Erstickten, und vom Blutessen, ausdrücklich vorgeschrieben hätten. Diese seine sonderliche Meynung war ein Stück seiner Religion,

 von

von der ich oben redete, und ziemlich übereinkommend mit dem Fragmentisten, den er iedoch, wie ich weiß, nicht gelesen hat.

Der Mann ist übrigens mehr unter seinen Freunden, als im gelehrten Publicum bekannt geworden. Auch im gelehrten Deutschland fand man ihn und seine Schriften lange nicht, und iezt noch steht eine unrichtige und unvollständige Nachricht darinnen. Ich will deswegen alle seine Schriften, die er mir theils selbst geschenket, theils eigenhändig angezeiget hat, in folgendes Verzeichnis bringen:

1.) Erklärung über die gradus prohibitos, Levit. 18. aus denen Lehrsäzen der jüdischen Schriftgelehrten; welche in den 2ten und 3ten Theil der Hällischen gelehrten Anzeigen eingedruckt sind.

2.) Beantwortung der Frage: Ob ein Studiosus Theologiae sein Studium mit gutem Gewissen verlassen und Iura studiren könne? Frkft. 1746.

3.) Die nach Gottes Wort, Recht und Vernunft nöthige und mögliche Verbesserung der Justiz nach dem Inhalt derer Königlich-Preußischen Edicten. Halle 1746. 8.

4.) Beweiß-Gründe, daß in denen teutschen Landen Eine Reformation der gegenwärtigen Justitz nicht allein unmöglich und unnöthig, sondern auch dem gemeinen Wesen vielmehr schädlich sey. 1753. 8.

5.) Allgemeine oeconomische und mit philosoph. Betrachtungen vermischte Nachrichten. 8. Vom 5. Oct. 1754. bis 31. Dec. 1757. hat er davon 37. Stücke unter dem Namen Advokat Nordmann zu Nürnberg herausgegeben.

6.) Beschreibung von dem Erdbeben zu Lissabon. 4. Ob die Nachrichten von Lissabon, die ich unter seinen Schriften finde, von der Beschreibung des Erdbebens verschieden seyen, weis ich nicht.

7.) Iurisprudentia genuina, oder die aus denen ersten und wahren Grundsätzen demonstrirte und verbesserte Rechtsgelehrsamkeit, nach welcher die Erlernung und Handhabung derer Rechte leicht, gründlich, und wahrhaft geschehen mag. Frkft. u. Lpzg. 1755. 4. 1ster u. 2ter Theil.

8.) Betrachtungen über den gegenwärtigen deutschen Krieg in Absicht auf die Reli-

gion, Reichsverfassung und Neutralität der Reichsstände. 1stes, 2tes u. 3tes Stück. 1758—59. 4. Noch zwey andere in dem 7jährigen Krieg von ihm edirte Schriften, von der Religion und von der Neutralität der Reichsstände, sind dem damaligen Kriegs-Theater einverleibet worden.

9.) Das Münzwesen, vorgestellet zur Rettung des gemeinen Besten, gegen den, durch die unbeständigen Verbesserungen dem gemeinen Wesen zuwachsenden Schaden. Augspg. 1764. 1. Bogen. 4.

10.) Zeitung ieziger Zeit, von den Vorfallenheiten im gemeinen Wesen, 1765. 66. 4. Es sind 5. Stücke, und so viel Bögen, die ich habe, und weis ich nicht, ob mehrere herausgekommen sind. Sie betreffen vornehmlich die damals fürwährende Münzverbesserungs-Angelegenheit, nebst allgemeinen Grundsätzen des Münzwesens. Vom 3. Stück an heist der Titel nicht mehr Zeitung, sondern Nachricht ieziger Zeit.

11.) Die Unitarischen Glaubenslehren, entworfen von Herrn Szent Abrahami, ehemaligen Professore des Gymnasii zu Colosvär,

losvär, und nun aus dem Ungarischen übersetzt von Palfi Ianos, Cand. Theol. Lpzg. 1766. 4.

12.) Die mögliche, nützliche und gerechte Abänderung der gewöhnlichen Diebsstraffen. 1766. 4. (Nürnberg, in der Lochnerischen nun Grattenaurischen Buchhandlung.)

13.) Allerunterthänigste Vorstellung der im deutschen Reich zurückgebliebenen Emigranten auf das, des Auswanderns halber ergangene Kaiserliche Edict. 4.

14.) Patriotische Gedanken über die bishero angewachsene wucherliche Theurung. Erlangen und Markbreit. 1770. 4.

15.) Kurzer Abriß des Großsultanischen Regiments und derer türkischen Reichsgrundgesetze unter der Regierung Mustapha III. Türkischen Kaisers in einer Anrede vorgestellt. Straßburg 1771. 4. Ist nur ein halber Bogen.

16.) Die in dem Feldbau und der Viehzucht durch den Zehenden gesegnete Landwirthschaft. Wallerstein 1778. 4.

17.) Rechtliche Untersuchung, ob die eröffneten und eingezogenen Reichs-Lehen in Bayern

salva

salva Constitutione et Incolumitate Imperii wieder verliehen und hierzu die Kaiserl. und Reichs-Einwilligungen ertheilt werden mögen? Autore Papiniano Sacerdotii Iuris Collega. 1780. 4.

Handschriftlich hat der Mann noch allerhand hinterlassen. Das Vorzüglichste, das er mir guten Theils selbst angezeiget, mögte seyn:

1.) Die Vererbung der gemeinen Lehen betreffend.

2.) Erklärung des Prediger Salomons.

3.) Medicina Hebraeorum.

4.) Beantwortung der Preißaufgabe von der Verminderung oder Vermeidung des Kindermordes.

5.) Logica plebeia, nebst einem Anhang von den deutschen Vor- und Zu-Namen, von der unanständigen Wohlanständigkeit, von Recensionen der Bücher, und von der phantastischen Schreibart. Diese Schrift wollte er gegen eine E. Recension seiner obigen Schrift n. 17. durchaus drucken lassen; es ist ihm aber von guten Freunden widerrathen, und er davon abgebracht worden.

Zwölftes Kapitel.

Von seinem Tagebuch.

Die vornehmste Quelle, woraus ich die bisherigen Nachrichten schöpfte, ist das Brenkische Tagebuch, welches nach des Mannes Tod gefunden und mir mitgetheilet wurde. Es ist nicht vollständig und begreift nur 40. Jahre, also zwar den wenigern Theil, aber gerade die wichtigste Epoche seines Lebens. Zweifelsohne hat er dasselbe verheimlichet und niemanden lesen lassen. Denn die Aufsätze, die er mir von seinem Leben selbst schickte, giengen zwar in der Ordnung des Tagebuchs, verschwiegen aber gar vieles, das in diesem aufgezeichnet war. Wahre Rousseauische Bekenntniße von seinen jugendlichen Ausschweifungen und deren Folgen schrieb er hier mit deutlichen Worten nieder, die er dort in den für mich bestimmten Aufsätzen verheelte, oder bemäntelte. Ich verarge ihm solches nicht, weil man eher geschehen lassen kan, daß etwas für uns Nachtheiliges nach dem Tode bekannt werde, als daß es in unserm

Leben auch der vertrauteste Freund wisse. Weil er es einmal niederschrieb und sein Tagebuch nicht vernichtete, mag er doch die Absicht gehabt haben, alles den Freunden zu gestehen, die es nach seinem Tode lesen würden, und die Sprachen verstünden, in denen es verfasset war. Er schrieb nemlich zwar das meiste deutsch; aber die auffallenden Stellen, z. E. von seiner Beschneidung, von seinen Liebschaften und von einigen Folgen seiner Liebe, waren Rabbinisch, andere Lateinisch, Französisch oder Italienisch und einige wenige Ungarisch geschrieben. Sonst enthält dieses Tagebuch viele Schwachheiten, über die man hinwegsehen muß. So schrieb er alle seine Träume und ohngefähren Einfälle auf; von einigen Orten, die er auf seinen Reisen besuchte, bemerkte er nach Art der Handwerksbursche die Wahrzeichen; er schrieb alle Versprechen nieder, die man ihm im Scherz und Ernst that, und dabey kommen noch Haushaltungsrechnungen vor. Es finden sich auch Briefe darinnen, besonders an seine Lehmännin, deren Charakter er zugleich ziemlich umständlich geschildert hat.

Uebri-

Uebrigens ist dies Journal ein getreues Gemählde seines sonderbaren Charakters, enthält aber überall Beweise von der Reue und Verabscheuung seiner jugendlichen Thorheiten, so wie seiner Ueberzeugung von Göttlicher Providenz, die über ihn waltete, und einer ungeheuchelten Frömmigkeit, die überall durchleuchtet. Schade, daß der Mann nicht mehr aufgezeichnet hat, und daß wir nichts von den ersten und lezten Jahren seines Lebens von ihm selbst wissen. Da ich solches indessen aus genauer Bekanntschaft mit ihm und aus andern Nachrichten einigermassen ersetzen konnte, so mögte der Leser in so weit befriediget seyn, als ich mir schmeicheln darf, die erheblichsten Umstände des Lebens dieses rechtschaffenen Sonderbaren in einen Zusammenhang gebracht zu haben.

Nachricht.

Der Verfasser hat theils wegen Abwesenheit, theils wegen Schwachheit und Kränklichkeit, die Correcturen nicht selbst übernehmen können, und es sind daher folgende, doch gar nicht viel bedeutende und leicht zu verbessernde Fehler eingeschlichen.

Seite 25. Zeil. 23. lies Neigung statt Meinung.
— 39. — 13. l. seinem st. seinen.
— 52. — 6. l. Licentiat.
— 59. — 12. l. freyem st. freyen.
— 60. — 5. l. freyem st. freyen.
— 64. — 4. l. und dem Ansehen st. in dem Ansehen.
— 64. — 9. l. Ludewig.
— 78. — 17. l. ankam st. ankan.
— 78. — 20. l. ihm st. ihn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Will, Georg Andreas,

Lebensgeschichte eines im hohen Alter verstorbenen sonderbaren Mannes M. Johann Wolfgang Brenk's, der im 46sten Jahre seines Lebens von der christlichen zur jüdischen Religion übergieng und sich zu Amsterdam beschneiden ließ

Anspach 1791

Biogr. 140 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061995-7
VD18 11400595